

Q  
44  
C42  
NH

# Sitzungsberichte

der königl. böhmischen

## GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

in Prag.

**Jahrgang 1866.**

**Juli — Dezember.**

506.437  
.C448

PRAG, 1867.



# Sitzungsberichte

der königl. böhmischen

## Gesellschaft der Wissenschaften

in Prag.

**Jahrgang 1866.**

**Juli — Dezember.**



---

**PRAG.**

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Verlag d. k. b. Gesellsch. d. Wissenschaften.

**1867.**

53939

104



## Historische Section am 22. Oktober 1866.

Anwesend die Herren Mitglieder: Wocel, Tomek, Zap, Lepař, Zoubek, und die Herren Gäste: Baum, Kraft, P. Petera, Špatný, Komárek, Patera und Svátek.

Das ausserordentliche Mitglied Fr. Zoubek hielt einen (böhmischen) Vortrag über die Geschichte der Gewerbe in Kostelec am Adler.

Nach einigen Bemerkungen über die Bedeutung der Arbeit, deren Geschichte man erst seit einigen Decennien die gebührende Aufmerksamkeit zuwendet, machte der Vortragende darauf aufmerksam, dass einer umfassenden und erschöpfenden Bearbeitung der Geschichte der Arbeit in Böhmen monografische Darstellungen der einzelnen Zünfte und der Gewerbe einzelner Städte vorangehen müssen, und wie nothwendig es sei, an solche Monografien zu schreiten, weil die Documente der aufgehobenen Zünfte grösstentheils in den Händen von Privaten sich befinden und ihre Erhaltung meistens dem blossen Zufalle anheimgestellt ist. Als Beispiel diente die Kostelecer Hutmacherzunft. Sie erstreckte sich einst über ein Gebiet von 9 Meilen Länge, von Smiřic bis Grulich, aber nach ihren Documenten sucht man vergebens, wiewohl man weiss, dass ihre Vernichtung von keinem elementaren Schaden herbeigeführt wurde.

Aus den Urkunden lässt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, wann Kostelec zu einem „locus forensis seu oppidum“ erhoben wurde und zu welcher Zeit städtische Gewerbe im genannten Orte ihren Anfang nahmen. Die Echtheit der Urkunde vom 26. April 1303, mittelst welcher Niklas von Potenstein dem Kloster Zderaz „ecclesiam nostri patronatus, sitam in Kostelec prope Pothenstein“ schenkt, wurde bezweifelt, weil sie sich wortgetreu, unter demselben Tage und Monate und unter der Zeugenschaft derselben Personen auf einem 20 Jahre jüngeren, mit Siegeln behangenen Pergamente wiederfindet. Die Bestätigung derselben durch Benedikt XII., ddo. Avignon 27. Novbr. 1334 erweckt einige Bedenken, weil sie einen Monat vor der Wahl Benedikts XII. (erwählt am 30. Dec. 1334) herrührt. Die interes-

sante Stelle des *Chronicon Aulae Regiae* (Dobneri Monum. V, 344), welche erzählt, Johann von Wartenberg sei im J. 1316 tödtlich verwundet worden, indem er „quandam munitionem ecclesiae prope Grecz, quae Costel dicitur (Franciscus schreibt: Kostelec)“ belagerte, ist wörtlich zu verstehen und auf die Umwallung der Kirche, nicht auf die Stadtmauern zu beziehen; es gab ja *munitiones ecclesiarum seu castella*, und Kostelec führt den Namen nach seiner alten Kirchenveste (*castellum = kostel*). Erst die Urkunde vom 24. April 1341, mittelst welcher Čeněk von Potenstein das Freigericht (*judicium, rychta*) in Kostelec dem Nicolaus von Dohalic verkauft, und die Urkunde Karls IV. vom J. 1358 lassen uns schliessen, Kostelec sei unter Johann von Luxemburg (wenn nicht schon früher) ein *jure teutonico locirtes oppidum* mit Marktberechtigung gewesen, in welchem man neben dem Ackerbaue auch städtische Gewerbe trieb.

Unter den Handwerken in Kostelec blühte, wie in dem nahen Reichenau, Wildenschwert (Wilhelmswerde, Ústi), besonders die Tuchmacherei, die zwar durch Nachahmung der zahlreich in Böhmen und Mähren verbreiteten Flandern verbessert wurde, ohne jedoch die Güte polnischer und flandrischer Manufakturen zu erreichen. Denn trotz der ungemainen Verbreitung dieses Erwerbszweiges melden die Urkunden beständig von der Einfuhr weisser Tücher aus Polen und gefärbter Tücher aus Flandern, eine Erscheinung, die nur durch die Qualität der englischen Wolle zu erklären ist, welche die heimgebliebenen Flandern so meisterhaft zu bearbeiten verstanden.

Einer Tuchmacherzunft in Kostelec begegnen wir erst im Jahre 1512. Das darf uns nicht Wunder nehmen, da ja überall eine langjährige Gewerbsbetriebsamkeit voranging, bevor das Handwerk durch geschriebene Statuten geregelt, begränzt und beschränkt wurde. Ueberhaupt wurden sehr häufig Urkunden über Dinge ausgestellt, die als Recht oder Gewohnheit sich eines oft vielhundertjährigen Bestandes erfreuten. Kostelec (z. B.) machte seit jeher Gebrauch von seiner Befugnis zu Wochen- und Jahrmärkten, im J. 1483 gestattete Wladislaw II. der Gemeinde von Solnic in Kostelec Marktgelde einzuhoben, obschon er die Stadt Kostelec selbst erst nach zehn Jahren (1493) mit einem Marktprivilegium beschenkte.

Bezüglich der Verfassung der Zünfte ist es bemerkenswerth, dass die Tuchmacher laut Urkunde Wilhelms v. Pernstein ddo. 20. April 1512 ohne Rücksicht auf Religion, Herrschaft und Gemeinderath sich ihre Zunftvorstände frei aus ihrer Mitte wählen durften, während Jaroslav von Pernstein die Wahl des Vorstandes der Schneiderzunft

(1555) der Aufsicht des Gemeinderathes unterwarf. Ernst Pfalzgraf am Rhein bestimmte (1557), einer von den Zunftvorstehern der Fleischauger solle jedesmal vom Herrn des Dominium, der andere aber von den Zunftmeistern gewählt werden. Daraus folgt, dass mit dem Gedeihen der Gewerbe auch ihre Bedeutung als Zunftcorporationen fortwährend sich steigerte, und dass man um so eifriger ihre Autonomie beschränkte, je bedeutsamer das Gewicht der Zünfte im Gemeindeleben zu werden begann.

Die Weber- und Schuhmacherzunft in Kostelec nahmen ihren Anfang unter Johann von Pernstein (1539), die der Kürschner unter Adam Felix Hřáň von Harasov (1593).

Die Aufzeichnungen über die Gründung der letztgenannten Zunft sind recht instruktiv für das Verständniss der Verhältnisse in Böhmen am Schlusse des 16. Jahrhunderts. Bereits im Jahre 1580 erhielten auf Fürbitte des Bürgermeisters und Rathes von Kostelec sechs Kürschnermeister eine Abschrift der Zunftregeln der Kürschner von Königgrätz, welche sie ihrem Herrn zur Einsicht und zur Bestätigung vorlegten. Im Verlaufe von 13 Jahren starben viele von den Bittstellern, ohne die Herablangung des ersehnten „Majestätsbriefes“ vom Potensteiners Schlosse erlebt zu haben. Dieser „Majestätsbrief“ wurde endlich am 16. Jänner 1593 ausgefertigt, den Bewerbern aber erst am 15. April gegen Erlegung von 10 Schock Meissner Groschen und nach Darreichung von prächtigem Pelzwerk eingehändigt. Ohne noch im Besitze des Zunftprivilegiums zu sein, untersagten die Kürschner den Schneidern bereits am 11. Febr., gestützt auf einen Prager Praecedenzfall vom Jahre 1560, die Fütterung mit Pelzwerk, worauf die Schneider auf das Unpraktische der damals üblichen ängstlichen Abgrenzung der Gewerbe hinwiesen, ohne jedoch ihrer vernünftigen Ansicht Geltung verschaffen zu können.

Im Jahre 1609 vereinigten sich die Schmiede zu einer selbständigen Zunft. Sie erbaten sich zu dem Zwecke von den Schmieden in Königgrätz eine Abschrift ihrer Statuten. Die Königgrätzer ertheilten aber ihren „Herren Mitbrüdern“ auf eine unbrüderliche Weise statt der von Maximilian II. (1567) bestätigten Zunftregeln bloss die Abschrift eines bereits veralteten Privilegiums vom J. 1460, natürlich deshalb, um ihre höhere Rangstufe als Kreiszunft zu bewahren. Ein Vidimus des erwähnten Majestätsbriefes wurde den Kostelecern erst im J. 1677 zu Theil. Der Schmiedezunft von Kostelec, die im J. 1617 auch die Tischler, Wagner etc. in ihren Verband aufnahm, schlossen sich auch die gleichnamigen Handwerker von Wamberg an, die von

ihrem Herrn, Wenzel Niklas Pecingar von Bydžín mit dem Meilenrechte beschenkt wurden, obwohl das Dominium des gnädigen Spenders nach keiner Richtung hin die Dimension einer Meile erreichte. Es ist dies nicht das einzige Beispiel, dass die Herrschaften für ihre Unterthanen Gnadenbriefe nach üblichen Formularien schreiben liessen, ohne den Inhalt des Wortlautes zu erwägen.

Gemeinsame Interessen vereinigten die Zünfte zu einer Fraternität, welche sich bei den Fleischhauern von Kostelec auch auf die Zünfte von Solnic und Reichenau erstreckte.

Unverkennbar sind die Vortheile, welche die Solidarität der Zünfte des Landes gewährte, obwohl der Alles nach Rangstufen abgrenzende Kastengeist den Unterschied zwischen den Prager „Hauptzünften“, den Kreis- und Landzünften immer schroffer und schroffer entwickelte, in der Art, dass er endlich selbst durch die „Generalien“ Karl VI. nicht mehr beseitigt werden konnte.

Von grosser socialer und kulturhistorischer Bedeutung waren die Knappen- oder kleineren Zünfte. Vom unnützen Ceremoniel und altmodischen Formenwesen abgesehen, enthielten die Statuten der Knappen- oder Gesellenzünfte wichtige paedagogische, sanitäre, humane und praktische Anordnungen, und die innige Verbindung der Knappenschaften des ganzen Landes machte es möglich, dass nur ein ehrbarer, redlicher Geselle überall „Förderung“ fand, während ein unverlässliches Individuum allsogleich überall bekannt gemacht und abgewiesen wurde.

Die Knappenzünfte erfreuten sich einer ziemlichen Autonomie welche geeignet war, in den heranwachsenden Jünglingen und Männern Sinn und Gefühl für Ehre und Ordnung zu wecken und zu fördern. Als „Aelteste“ fungirten vier Gesellen („starší tovaryši“), die jedes Vierteljahr neugewählt wurden. Sie bewahrten das silberne Siegel, führten die Kassa, hatten ein aufmerksames Auge auf die übrigen Gesellen, rügten und bestrafte die Übertretungen derselben und führten die Fremden zu Meistern, bei denen sie für dieselben Arbeit erfragt hatten. Die Knappenvorstände mussten einen musterhaften Lebenswandel führen; denn hatten sie sich etwas zu Schulden kommen lassen, so mussten sie eine doppelt so grosse Busse zahlen als die übrigen Gesellen. In Kostelec haben sich Knappenzunftregeln vom J. 1532, 1558, 1584 etc. erhalten.

Von der weitverbreiteten Hutmacherzunft von Kostelec kann man bei Abgang aller Documente nichts Genaueres berichten. Neben Ackerbau, ausgiebiger Fischerei im Adlerflusse und den angeführten

Zunfthandwerken wurden in Kostelec viele andere Manufacturarbeiten einzeln betrieben. Seit dem im J 1585 Adam Felix von Harasov der Gemeinde das Salzmonopol, den Weinschank und andere einträgliche Rechte gegen gewisse Verpflichtungen eingeräumt hatte, erreichte der Wohlstand der Stadt eine Höhe, zu der er sich in späteren Zeiten niemals wieder emporschwang.

Die Zunftverfassung von Kostelec war wie die Zunfteinrichtungen von Königgrätz für Utraquisten bestimmt, welche im Gebiete des Adlerflusses zahlreich verbreitet waren. Die Jesuiten, welche bereits im J. 1620 in Kostelec thätig waren und später (1638–1667) selbst in den Besitz der Herrschaft Kostelec gelangten, suchten jede Spur des Utraquismus zu vernichten, was ihnen bei denen, die nicht nach Ungarn ausgewandert waren, äusserlich wenigstens bald gelang. Innerlich blieben jedoch viele Bewohner noch lange dem gewohnten Utraquismus treu, so dass noch im J. 1648 der Rath erwähnt werden musste, der Gemeinde in Sachen der Religion mit besserem Beispiele voranzugehen. Die Privilegien der Zünfte wurden von den Jesuiten revidirt und ausschliesslich für Katholiken bestätigt. Die Zahl der Zünfte wurde (1639) durch die neugegründete Müller- und Bäckerzunft vermehrt.

Auch Kostelec bietet im Kleinen ein Bild des grossen Elends, welches der 30jährige Krieg über Böhmen verhängte. Im J. 1587 zählte Kostelec 195 Ansässige, im J. 1635 gab es ihrer 190; 71 Wohnstellen waren öde und leer; im J. 1636 konnten nur 76 Unterthanen Steuern zahlen, und im J. 1637 fand eine Untersuchungscommission nur 33 Personen, denen man Kontributionen auflegen konnte, die auf Anordnung der Gemeinde in monatlichen, späterhin wöchentlichen Quoten von den Bürgern eingehoben werden mussten. Die Zahl der durch Zuwanderungen aus Mähren und Schlesien sich vermehrenden Zunftmitglieder war sehr unbedeutend, ja im J. 1637 war die Kürschnerzunft völlig ausgestorben.

Es ist unerquicklich zu lesen, wie selbst in den Zeiten eines namenlosen Elends die Zünfte an ihren starrgewordenen lebenslosen Formen festhalten, wie sie hier das Backen von Kuchen als zunftwidrig untersagen, dort zwei Jahre mit dem Wirthe Process führen, weil er ein Stück Fleisch nicht in der Fleischbank, sondern im Wirthshause verkaufte! Die Gemüthlichkeit, mit welcher man den letzten Kreuzer der Zunftlade vertrank, ohne an Zahlung von Resten zu denken, ist unbegreiflich. An die Bildung eines Reservfondes zu denken, konnte den vergangenen Jahrhunderten gar nicht zugemuthet werden.

Um milde Gaben wurden die Zünfte nicht bloss von arbeitslosen oder arbeitsunfähigen Handwerkern, sondern auch von dienstlosen Soldaten, von Edellenten aus Ungarn, von Wallfahrern etc. angesprochen. Ungemein häufig kommen besonders aus Mähren Sammler von Beisteuern zum Aufbaue von Kirchen vor; auch ein Sammler von Stetin und ein spanischer Student finden sich in den Zunftrechnungen verzeichnet.

Sehr lebhaft war in früheren Jahrhunderten der Verkehr mit der Grafschaft Glatz, welche seit Kaiser Sigismund gewöhnlich an dieselben Herren verpfändet war, die sich im Besitze der Burgen Lititz und Potenstein (mit Kostelec) befanden. Im 17. Jahrhunderte wurde den Bewohnern des Königgrätzer Kreises der Besuch von Jahrmärkten in Glatz untersagt, wesshalb man die Tuchmacher von Glatz (1652) von den Jahrmärkten in Kostelec ausschloss.

Spätere Zusätze der Zunft- und Knappenordnungen beziehen sich meistens nur auf den äusseren Cultus und enthalten nichts, was den siechen Zunftkörper hätte auffrischen können. Die Innigkeit, mit welcher man an den Zünften hing, artete bis ins Lächerliche aus, steigerte sich aber mitunter bis zur opferwilligen Tugend, die (z. B.) im J. 1777 der Kürschnervorstand bewies, welcher alle seine Habseligkeiten den Flammen Preis gab, um nur die Lade mit dem Zunftprivilegium zu retten.

Das einträglichste Gewerbe war die Bierbrauerei, welche der Adel in seinen Städten sehr bereitwillig förderte. Die Bürger von Kostelec hatten zwei Bräuhäuser, in denen sie der Reihe nach Bier brauten. Adam von Harasov (1585) schloss einen jeden von der Brau- und Schankbefugniss aus, der sich weigern würde, die Lasten der Gemeinde gleich anderen Bürgern zu tragen. Die Jesuiten nahmen Umgang von dieser Verpflichtung und liessen sich von der armen Gemeinde das Brau- und Schankrecht ertheilen und verordneten, trotz des Widerstandes der Bürger, man solle statt der üblichen Schüttung von 16  $\frac{1}{2}$  Strich nicht mehr zu einem Gebräu nehmen, als 15 Str., ohne jedoch den Bürgern etwas von den gewöhnlichen Giebigkeiten nachzulassen. Seit dem J. 1652 überwachten die Brauordnung „Hauptleute“ (hejtmané nad pivovárem), welche nach jeder Renovation des Rathes aus der Zahl der Gemeindeältesten dazu delegirt wurden.

Der Weinschank wurde seit Wilhelm von Pernstein zu Händen des herrschaftlichen Rentamtes betrieben. Adam von Harasov verzichtete zu Gunsten der Gemeinde auf den Weinschank mit Ausnahme der Faschingstage und Ostern. Wenzel Záruba von Hustiřan

(1667) liess die Bürger gegen Erlag eines gewissen Eimergeldes Wein nach Belieben ausschenken, setzte sich aber selbst durch eigene Weinschenke mit den Bürgern in Concurrenz. Dieser fromme Herr war sehr gütig gegen die Bürger: nie gab er ihnen etwas, ohne sich alsogleich auf andere Weise dafür zu entschädigen: für die Befugniss Brandwein zu brennen, forderte er von den Bürgern Pfannengeld (es wurde mindestens in 16 Pfannen gebrannt), liess sich aber dafür von der Gemeinde das Recht ertheilen, in seinem „Herrnhause“ mit Ausnahme des Salzes alles übrige feil haben zu dürfen.

Das reichhaltige einschlägige Detail dieses Vortrages ist abgedruckt in den „Památky archaeologické a místopisné“ VII, 89—116.

### Naturwiss.-mathem. Section am 29. October.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Nowak, Zenger, Durége, Zoubek, als Gäste die Herren Stolba und Weselý.

Herr Fr. Stolba hielt folgenden Vortrag über die Analyse mehrerer alterthümlichen Bronzeobjekte aus der Sammlung des böhm. Museums.

Von unseren um die heimische Archaeologie so hochverdienten Forschern den Herren Prof. Wocel und Conservator Beneš aufgefordert, unternahm ich die Analyse einer Anzahl sehr interessanter alterthümlicher Bronzeobjekte aus den Sammlungen des böhmischen Museums. Im Nachstehenden sollen zuerst die erhaltenen Resultate der vorgenommenen Analysen und hernach die hiebei befolgte Methode angegeben werden, Letzteres um einerseits über dieselbe Rechen-schaft geben zu können, andererseits denjenigen, die mit der Analyse ähnlicher Gegenstände minder vertraut, Gelegenheit und Lust zu ähnlichen Untersuchungen haben, an die Hand zu gehen.

Dass die Analyse der alterthümlichen Bronzeobjekte zur näheren Kenntniss derselben unerlässlich sei, ist allgemein anerkannt, denn ohne diese zu besitzen ist man nicht in der Lage sagen zu können, man kenne den vorliegenden Gegenstand vollständig. Gerade so wie man bloss nach äusseren Charakteren schliessend, leicht in Irrthum verfallen kann, genügt die blossе Kenntniss der Mischung nicht immer aus derselben sichere Schlüsse zu ziehen; „es muss die Berücksichtigung der äusseren Charaktere und jene der Zusammensetzung mit einander Hand in Hand gehen, sollen positive und richtige Resultate gewonnen werden.“ In der That datirt von jener Zeit, wo man angefangen

hat, sowohl dem Aeusseren als auch der Zusammensetzung gleich viel Aufmerksamkeit zu widmen, eine neue Aera ähnlicher Forschungen, die es den Archäologen möglich gemacht hat zu überraschenden Resultaten zu gelangen, die schon viel Licht in die Kenntniss der dunklen Vorzeit gebracht haben und in der Folge noch mehr bringen werden.

Um speziell auf die in Böhmen gefundenen Bronzegegenstände zurückzukommen, muss ich bemerken, dass das vaterländische Museum Dank den Bemühungen der archaeologischen Sektion und ihrer Gönner eine sehr schöne und sehenswerthe Sammlung von Bronzealterthümern besitzt, von denen jedoch leider bisher der kleinere Theil von den Herren: Adam, Görgey, Havránek, Hlasivec, Liebig und Quadrat untersucht wurde, an welche Analysen sich eine ebenso grosse Anzahl der meinigen anschliesst.

Der Mischung nach gehören die analysirten Bronze in eine der drei folgenden Gruppen.

Gruppe I besteht im Wesentlichen aus Kupfer und Zinn, denen sich unwesentliche Antheile anderer Stoffe anschliessen, welche in den Bestandtheilen ursprünglich vorhanden waren.

Gruppe II enthält neben Kupfer und Zinn auch noch Blei als wesentlichen Bestandtheil.

Gruppe III enthält neben Kupfer allein, oder neben Kupfer und Blei, oder neben Kupfer, Zinn und Blei auch Zink als wesentlichen Bestandtheil.

Zur Gruppe I gehört die antike Bronze, zur Gruppe II jene aus dem Zeitalter der Merovingen, zur Gruppe III jene einer noch späteren Zeit an, der letzten des Heidenthums in Böhmen. \*)

Die Mehrzahl der von mir analysirten Objekte findet sich genau beschrieben und abgebildet in dem wichtigen und neuen Werke unseres ausgezeichneten Archäologen Prof. Wocel: „Pravěk země české,“ 1. Hälfte, wesshalb ich auf dasselbe verweisen muss. Nur so viel kann hier bemerkt werden, dass die Mehrzahl der untersuchten Objekte sehr gefällige Formen besass und bezüglich der Ausführung auf eine sehr weit fortgeschrittene Kunstfertigkeit in jener fernen Zeit hinweist, selbst in dem Grade, dass man jetzt mit unse-

---

\*) Diese Meinung wurde vom Pr. Wocel in seinen „Archaeologischen Parallelen“ (Sitzungsber. der kais. Akademie der Wissensch. 1853) zuerst aufgestellt und wird seitdem durch neue Funde und Erfahrungen immer mehr bestätigt.

ren Hilfsmitteln einzelne Objekte nicht vollendeter und geschmackvoller liefern könnte. Mit einer einzigen Ausnahme, wo ich nur Feilspäne in die Hände bekam, wurden nur solche Proben analysirt, die ich selbst von dem betreffenden Gegenstande mit der Laubsäge abgesehen und auch mechanisch aufs Beste gereinigt hatte.

Bei Anwendung von Feilspänen kann man sicher sein, dass an denselben Eisenbestandtheile haften, auch können bei Anwendung bereits in Gebrauch gewesener Feilen sehr leicht fremde Metalle hinzukommen.

In der beiliegenden Tabelle finden sich die Resultate der Analysen zusammengestellt, des Vergleiches wegen habe ich die von anderen Chemikern erhaltenen Resultate der Untersuchung ähnlicher Objekte beigeseilt.

Objekt und Fundort	Kupfer	Zinn	Blei	Eisen	Schwe- fel	Silber	Summa
1. Paalstab mit zwei Oehren von Soběnic (unicum) . . .	95·50	4·69	—	7·14	Spur	0·65	99·98
2. Paalstab mit einer Hand- habe von Soběnic . . . . .	94·62	4·3	—	0·4	Spur	0·65	99·70
Paalstab von Jičínoves, (analys. v. Havránek)	94·70	4·70	—	0·26	0·17	Arsen 0·14	—
Paalstab von Duban (Havránek) . . . . .	92·40	5·20	—	0·42	0·33	Arsen 1·39	99·43
3. Ring von Jinec . . . . .	90·04	8·57	0·45	0·37	Spur	—	—
Ring von Jinec (an. v. Görgey) . . . . .	92·72	6·44	—	0·84	—	—	—
4. Schwert von Roztok . . . . .	88·06	11·21	—	0·3	0·64	—	100·21
Dolch aus Dänemark (an. v. Berzelius) . . . . .	88·02	11·98	—	—	—	—	—
Schwert aus Dänemark (an. v. Berzelius) . . . . .	88·75	11·25	—	—	—	—	—
5. Ring von Svobodné dvory Celt von Gresse in Frankreich (an. v. Fresenius) . . . . .	91·80	7·73	—	Spur	Spur	—	99·53
Schwert von Jinec (an. v. Liebig) . . . . .	91·99	6·73	0·69	0·28	—	Nickel 0·31	—
6. Schwert von Zvoleňoves Feilspäne. Celt von Irland (an. v. Phillips) . . . . .	92·9	6·7	—	0·2	—	—	—
	88·74	8·37	1·48	1·07	0·34	—	100·00
	90·68	7·43	1·28	—	—	—	—

Objekt und Fundort	Kupfer	Zinn	Blei	Eisen	Schwe- fel	Silber	Summa
7. Ring von Těšenev . . . . .	86·02	11·51	2·36	0·21	Spur	—	100·1
Celt von Irland							
(an. v. Phillips) . . . . .	83·61	10·79	3·20	—	—	—	—
Ring von Meklenburg							
(an. v. Santen) . . . . .	89·44	6·32	4·24	—	—	—	—
8. Ring von Duban . . . . .	72·49	10·55	36·61	0·35	8spur	—	100·00
Nadel von Molzen in							
Hannover							
(an. v. Bodemann) . . . . .	83·93	6·38	9·69	—	—	—	—
Schnalle von Lucy in							
Frankreich							
Girardin . . . . .	69·32	20·78	9·90	—	—	—	—
9. Ring aus einem Grabe							
unter Okoř . . . . .	83·64	10·66	5·47	0·23	Spur	—	100·00
Beschlag von einem Ge-							
fäße aus Meklenburg							
(an. v. Santen) . . . . .	83·60	10·80	5·60	—	—	—	—
10. Bronze von einem zer-							
brochenen Gefäss. Fund-					Spur		
ort? . . . . .	90·05	9·56	—	0·39	—	—	100·01
Ring von Rätzingen							
in Hannover							
(an. v. Bodemann) . . . . .	89·97	9·61	0·42	—	—	—	—

Wie die vorliegenden Analysen nachweisen, gehören die von mir untersuchten Bronzobjekte den ersten 2 Gruppen an, da dieselben kein Zink enthalten.

Ich dürfte binnen Kurzem in die Lage kommen, diese Tabelle vervollständigen zu können, da einige Analysen noch nicht abgeschlossen sind.

Wie man sieht, schliessen sich die hier gewonnenen Resultate denen anderer Chemiker sehr gut an.

#### Methode der Analyse.

Wo möglich, wurde zur Analyse eine Quantität von 2—3 Grammen verwendet, und zwar wie bereits erwähnt, in Stückform. Da sich der Gang den quantitativen Analyse nach der Qualität der Bestandtheile richtet, so ist es unerlässlich eine genaue qualitative Untersuchung anzustellen, die sich jedoch recht gut gleichzeitig und an derselben Quantität anstellen lässt, wenn man wie folgt vorgeht.

Das Metallstück wurde in Kolben oder einem bedeckten Becherglase mit mässig verdünnter Salpetersäure im Sandbade behandelt und diese Einwirkung einige Stunden länger, als zur vollständigen Zersetzung erforderlich, fortgesetzt, wobei, wenn erforderlich, noch etwas Salpetersäure zugefügt wurde. Auf diese Art gelingt es nämlich, das abgeschiedene Zinnoxid vom Kupferoxyde vollständig zu scheiden.

Die verdünnte Flüssigkeit wurde in einem 250 Cubikcentimeter fassenden Kolben filtrirt, das Zinnoxid ausgesüsst, getrocknet und seiner Quantität nach in bekannter Art bestimmt. Ein Theil desselben wurde auf seine Reinheit geprüft, um, wenn nöthig, an gewogenen Mengen des Restes kleine Mengen fremder Stoffe bestimmen zu können. Das Filtrat wurde mit Wasser bis zur 250 CC Marke nachgefüllt, und nach gutem Vermischen in gemessenen Antheilen zu den einzelnen Bestimmungen verwendet. Man hat genug Flüssigkeit, um im Falle des Mangels an Material einen Theil derselben zur qualitativen Untersuchung verwenden zu können.

### Bestimmung des Kupfers.

Hiezu gebrauchte ich 50 CC des Filtrates. Die verschiedenen Methoden das Kupfer massanalytisch zu bestimmen, geben selbst dann, wenn sie bei reinen Kupferverbindungen mit bestem Erfolge angewendet werden können, kein hinreichend scharfes und sicheres Resultat, wie Versuche gelehrt haben; denn es ist zweierlei eine Methode auf reine Verbindungen anzuwenden, und sie erst bei Gegenwart anderer störender Stoffe anwendbar zu machen.

Die genaueste Bestimmung des Kupfers ist hier die gewichtsanalytische und zwar ziehe ich die Fällung des Kupfers im metallischen Zustande jener als Kupferoxyd vor, weil erstere, nach Fresenius ausgeführt, die genauesten Resultate liefert.

Zu dem Behufe werden die 50 CC in eine Porzellanschale unter Zusatz einer genügenden Menge reiner Schwefelsäure so weit eingedampft, dass sich Dämpfe von Schwefelsäure zu bilden beginnen. Auf diese Weise wird die störende Salpetersäure ausgetrieben. Nach dem Erkalten wird mit Wasser verdünnt und abfiltrirt. Sollte im Falle der Anwesenheit von Bleioxyd etwas schwefelsaures Bleioxyd ungelöst zurückbleiben, so wird dieses am Filter mittelst mit Schwefelsäure angesäuerten Wassers nachgewaschen. Das Filtrat wird in einer gewogenen Platinschale gesammelt und das Kupfer mittelst reinen Zin-

kes in bekannter Art ausgefällt und dann in metallischem Zustande gewogen.

Kommt dabei Silber vor, so wird dasselbe neben dem Kupfer metallisch gefällt und die entsprechende Menge desselben später in Abzug gebracht. Das am Filter gesammelte schwefelsaure Bleioxyd kann zur quantitativen Bestimmung des Metalls dienen, doch ziehe ich die folgende Methode vor.

#### Bestimmung des Silbers, Bleies und Eisens.

Diese lässt sich unter Einem ausführen und verwende ich hiezu 100 CC.

Etwa vorhandenes Silber wird mit sehr verdünnter Salzsäure (wegen des Bleies) als Chlorid gefällt, und dieses dem Gewichte nach bestimmt.

Das Filtrat — eventuell die ursprüngliche Lösung — wird mit Ammoniak versetzt und einige Stunden an einem warmen Orte stehen gelassen. Es fällt sich hierbei ein Gemenge von Bleioxyd-, Eisenoxyd- und etwas Kupferoxyd-Hydrat. Nach mässigem Aussüssen mit ammoniakalischem Wasser wird es in der genügenden Menge Salpetersäure gelöst, und nochmals mit Ammoniak gefällt, wodurch man nunmehr alles Kupfer in Lösung erhält.

Der getrocknete Niederschlag wird sorgfältig vom Filter abgelöst, dieses im gewogenen Porzellantiegel bei möglichst niedriger Temperatur und unter Zusatz einiger Tropfen concentrirter Salpetersäure verascht, das Abgelöste zugefügt, geglüht und gewogen.

Man erhält so das Gewicht von Bleioxyd + Eisenoxyd.

Das gewogene Oxydgemenge wird mit verdünnter Salzsäure bis zur Lösung digerirt — in einen Kolben abgespült und mittelst Zink reduziert. Das Eisen bestimmt man mittelst titrirten Chameleon, berechnet auf Oxyd, zieht vom Oxydgemenge ab und erfährt so das Gewicht des Bleioxydes.

#### Bestimmung der Schwefelsäure.

Hiezu verwendet man 50 CC und fällt mittelst Chlorbarium. Bei sehr genauen Bestimmungen muss man den Niederschlag wegen seines Gehaltes an salpetersaurem Baryt mit essigsäurem Kupferoxyd und Essigsäure auskochen. In dem (ersten) Filtrate lässt sich eventuell auch das Arsen bestimmen.

### Bestimmung von Zink und Nickel.

Die meiste Bronze enthält kleine Mengen von Nickel als zufälligen Bestandtheil, so dass eine genaue Bestimmung dieses Metalls für die Archäologen ohne Bedeutung ist.

Sehr wichtig ist jedoch, dort wo es in merklicher Menge vorhanden ist, die Bestimmung des Zinkes.

Ist dieses Metall vorhanden, so ist es am besten die Bestimmung des etwa vorhandenen Bleies mit jener des Kupfers, wie angegeben, zu verbinden, und 100 CC zur Bestimmung des Zinkes, Eisens, Silbers (eventuell Nickels) zu verwenden.

Man versetzt die 100 CC Flüssigkeit mit etwas Salzsäure, erhitzt sie in einem Kolben zum Kochen und leitet längere Zeit Schwefelwasserstoffgas ein, bis zur Zerstörung der Salpetersäure. Man lässt endlich, während man noch Schwefelwasserstoffgas einleitet, erkalten, filtrirt das Schwefelkupfer ab, und hat im Filtrate Zink, Nickel, Eisen, welche Metalle in bekannter Art bestimmt und geschieden werden. Die Fällung des Kupfers als Sulfid bei Siedhitze bezweckt nicht allein eine bessere Scheidung von den anderen Metallen, sondern sie liefert auch das Sulfid in einer Form, wo es sich nicht so leicht oxydirt wie das kalt gefällte.

Die in dieser Art ausgeführten Bestimmungen in Verbindung mit den gegebenen Daten, bieten ein Mittel die Analyse vollständig zusammenzustellen.

### Untersuchung eines in einem heidnischen Grabhügel gefundenen Eisenringes.

Vor etwa einem Jahre wurde in einem heidnischen Grabhügel in Vebžan bei Teplic ein theilweise sehr wohl erhaltener Eisenring aufgefunden, von Sr. Durchl. dem Fürsten Edm. Člary dem Museum, und von diesem mir zur Untersuchung übergeben um die Art des Eisens festzustellen.

Der Ring besteht aus einem 4 millim. dicken Eisendrahte, der an zwei Enden Knöpfe bildet, die sich berühren. Die Rundung ist länglich oval, die grösste äussere Weite beträgt 70 millim., die kleinste 63 mm.; das Gewicht sehr nahe 20·7 grammes.

Die chemisch-physikalische Untersuchung ergab als Bestandtheil des Ringes Schmiedeeisen von schön fasriger Struktur und lässt die egal bleibende Rundung darauf schliessen, dass der Draht durch ein Zieheisen gezogen wurde.

Merkwürdig ist der Umstand, dass der grössere Theil des Eisen

ringes vollkommen erhalten war. Als ich der Ursache nachforschte, ergab sich als Grund ein dünnes Häutchen von magnetischem Eisenoxyduloxyd.

Es lässt sich nicht sicher stellen, ob dieses Eisenoxyduloxyd, welches sich bekanntlich beim Glühen des Eisens bei Luftzutritt bildet, absichtlich zum Schutze des Eisenringes vor dem Rosten erzeugt war, in welchem Falle man schon damals ein sehr wirksames Mittel wider das Rosten gekannt hätte, oder ob es nur Zufall gewesen und endlich ob der Ring den Verbrennungsprozess der Leiche durchgemacht und dabei natürlich mit oxydirt wurde.

Sehr interessant bleibt es jedoch, dass der Ring über ein Jahrtausend in einem überraschend guten Zustande verblieb durch ein Mittel, welches erst in neuester Zeit aufkommt, da man Eisengegenstände, welche vor dem Rosten geschützt werden sollen, auf künstliche Art mit einer Rinde von Eisenoxyduloxyd überzieht.

Das Objekt fällt allem Anscheine nach in die Zeit der Slaven.

### **Bemerkung zur Frage über die Art und Weise der Bearbeitung der Steinwaffen in der Vorzeit.**

Die ältesten Waffen der Vorzeit sind bekanntlich von Knochen und Stein.

Letztere sind zumeist aus sehr festem Materiale gearbeitet und musste die Bearbeitung bei den damaligen geringen Hilfsmitteln unendlich mühselig sein, wenn man voraussetzt, dass das Gestein bei der Bearbeitung dieselbe Härte und Festigkeit besass, wie jetzt. Ich möchte mir nur erlauben hier darauf aufmerksam zu machen, dass sehr viele Gesteine, aus denen Steinwaffen gefertigt wurden, an ihrer Lagerstätte, sowohl in einer gewissen Tiefe als auch an der Oberfläche, im Zustande der Erdfeuchte ungleich weicher und weniger fest sind, als im vollkommen ausgetrockneten Zustande.

Es ist dies oft in einem überraschenden Grade der Fall, wie ich mich bei meinen Reisen an Ort und Stelle zu überzeugen oft die Gelegenheit hatte.

So fand ich bei Tachau einen Granit, der im Zustande der Erdfeuchte mit den Händen zerbröckelt werden konnte, während er beim Austrocknen selbst mit den härtesten Werkzeugen nur äusserst schwierig zu bearbeiten war.

Der Serpentin z. B. ist im Bruche so weich, dass er mit dem Messer geschnitten werden kann, was nach dem Austrocknen nicht mehr angeht.

Selbst der Basalt ist im Zustande der Erdfeuchte ungleich leichter zu bearbeiten als nachher.

Die Erfahrungen, die durch eine beträchtliche Zahl anderer Beispiele ergänzt werden könnten, werden heutzutage bei der Bearbeitung der Gesteine sorgfältig beachtet, da sie bei geringerer Mühe zum Ziele führen.

Sollten die Alten bei der ungeheuern Zahl von Steinwaffen, die sie bearbeiteten und in einer Zeit, wo eine leichtere Bearbeitung ungleich wichtiger war als jetzt, keine Erfahrungen dieser Art gehabt und benützt haben?

Mir scheint dies unwahrscheinlich, und es dürfte diese sehr wahrscheinliche Voraussetzung in Bezug auf den fraglichen Gegenstand einiges Licht zu verbreiten geeignet sein.

### Philosophische Section am 12. Nov.

Gegenwärtig die Herren Mitglieder Vinařický, Hanuš, Daucha, Čupr, Štorch und als Gäste die Herren Patera und Komárek.

Das ordentliche Mitglied Hanuš las seine Ansicht über Inhalt, Zweck und die Form des sogenannten „Homiliare's“ eines Prager Bischofes, das aus dem 12. Jh. stammend, als Pergamendhandschrift in der Prager Univ.-Bibliothek aufbewahrt wird. Sein Vortrag lautete, wie folgt.

Pergamenový rukopis universitní knihovny Pražské z 12. století, znamenán číslem III. F. 6. stal se v nejnovějších dobách hlavně literaturou německou slovným. Nastává i literatuře české nutnost, mínění své o něm pronésti a oceniti jej co do hodnosti jeho pro dějiny kultury Čech i ze strany obsahu jeho a formy. Je to rukopis v 4° čítající 243 listů, jeden malý pergamenový lístek na před, na němž realní (ale nikoli, jak Němci tomu chtějí, vědecký) index rukopisu rukou 14. století psaný se nachází, v zadu pak má rukopis ještě 3 listů papírových přivázaných, na nichž opis od r. 1475. onoho staršího indexu najdeš. Juž starý index počíná slovy: „Autor operis huius fuit episcopus;“ k čemu jiná, ač souvěká ruka připsala: „et fuit bohemus,“ čehož se až posud všickni vykládači drželi. Rukopis není více v původní své vazbě, neboť je silně po krajích postřížen, a to tak, že knihaři v obět padli nápisové jednotlivých jeho částí, původně po straně černě napsaný bezpochyby za tou příčinou, aby rubricator mohl dle nich červených nápisů shotoviti. Vazba nynější je hrubá,

desky dřevěné kůží nedbale potažené bez veškerých okras. Nahoře na první desce napsáno: *Canones*, a nikoli *Homiliae*, co má, jak shledáme nížeji, svých dobrých příčin. Nedbalost knihařova jeví se i tím, že na konci je osm listů mylně převázaných. Juž ruka 14. století pozorovalaf toho napsavši dole na listu 230. v. „verte VIII. literas“ (a nikoli „membranas,“ jak se čtlo) a pak na listu 238. r. „verte II. folia.“

Rukopis, jenž je, i když ne rukou, předce myslí nedbale a chybně, a to snad ne jednou rukou 12. st. psán, prošel juž, jak se zdá, mnoho osudův. Nejevíf nikterak znaků, že by to byl původní spis, než hojně chyby, jež i do nesrozumitelnosti zabíhají, jeví patrně, že je to opis nějakého, či, jak uvidíme, nějakých původnějších rukopisů. Pergamen je bídný, nestejný, hrubý, na hojných místech děravý a potrhaný. Není pochyby, že by byl původně, soudě podle obsahu, rukopis v Čechách psán, než možná je též, že, jelikož v řeči na den sv. Václava dí: (list. 149. v.) „Prosmež sv. Václava a Vojtěcha, jichž bůh ráčil dáti této maličké zemi, (*huic parvulae terrae*) za patrony,“ pod výrazem: „maličká země“ i jiná část koruny české, neb země české zvlášt se kryje. Posud mělo se však za to, že původní rukopis se psal v Praze, což však ničím není doloženo. Náš rukopis však, jak tomu chce nápis na prvním listu, přicházel „de Opatowiz,“ co ruka nějaká ze 13. století nadepsala zapomenuvši však připsati, kam asi přišel z Opatovic. Nebo-liž značí výraz: *de Opatovic* tolik co: *Canones de Opatovic*? — Na témže místě, kde původně stála hned první rubrika, stál později jiný nápis, jenž je však schválně tak setřený; že nyní ani tincturou *Gio-bertianou* více neobživnul, z něhož jen slabě vynikají slova: *mily bože*. Později, asi v druhé polovičce 15. století, dostal se rukopis do ruky nějakému nebo více kališníkům, poněvadž na každém místě, kde je řeč o přijímání těla a krve Páně, stranou to poznamenal zároveň tam nakresliv buď ručičku ukazující, buď i kalich sám. Tak najdeš k. př. na listu 45. v textu psáno: „*tribus temporibus in anno i. e. in natali domini, pascha et pentecosten omnes fideles ad communionem corporis et sanguinis domini accedere admonete.*“ Nad to kališníkem jedním připsáno je: *postquam ecclesia numero augebatur, sanctitate vero minuebatur, loco sacrae communionis statutum est, ut panis post missam benediceretur et populo pro benedictione communionis partiretur, hic quoque eulogia dicebatur: hubena smiena: trzieska za zlato. Honorius in Gemma animae.* Jeden z těch kališníků přikreslil i starému obrázku spasilovč, na němž

Kristus pravou rukou žehná, sedě na nějakém trůně, do levé ruky, dle starodávneho způsobu žehnání natažené, černě kalich. Obraz sám, jenž souvěký je textu, byl původně jen červeně pérem nakreslen. V nimbu je starodávny kříž červeno-žlutě naznačen. — Jedna, snad jiná ruka připsala na prvním lístku, jenž obsahuje starší realní registřík, jak následuje: „habeo hunc . . . librum ao. domini 1472. a domino Georgio plebano Glatoviensi“ (nikoli Glacensi, jak se posud čtlo). Táže ruka zdá se, že způsobila i registřík z r. 1475. Asi dvě stě let potom byl rukopis v rukou Balbínových, neboť najdeš na prvním lístku rukou Balbinovou (nar. 1621, † 1688) doslovně takto psáno: „NB. hic liber homiliarum (ut etiam notavit is, qui indicem huius libri confecit) est alicuius Episcopi Pragensis, idque apparet passim ex ipsis sermonibus de S. Adalberto, Wenceslao, S. Emmeramo etc.; sed quis autor sit, determinate nulla diligentia assequi potui: multa habet ex S. S. Augustino etc., quorum sæpe integras sententias recitat.“ Ve své „Epitome historica,“ již Balbin již před r. 1669 byl dohotovil, praví, že rukopis ten, „codicem pervetustum,“ již našel v knihovně Jezuitské u sv. Klimenta (str. 315. lib. III.). R. 1747 zanesl bibliotekář Jesuitů Christ. Miklis, jenž prý rád rukopisy české k ohni odsuzoval (Hanslík. S. 54), knihu tu pod titulem: „Sermones cuiusdam episcopi Bohemi per totum“ do katalogu, dal ji zádu bíle natřítí a signaturou červenou naznačiti: Y I. 2. N. 118. Titul týž, nedostatečný ovšem, podržen později i skriptorem Zimmermannem, jenž jesuitskou signaturu jen v nynější signaturu III. F. 6. změnil.

Tolik co do dějinstva vnějšího rukopisu našeho hlavně z nápisů v něm čerpaného. Jsouť sice v něm ještě jiní nápisové, již však buď obsah jeho vysvětlují, buď málo jasného donášejí k dějinstvu jeho. K prvým hledí k. př. poznamenání souvěké na listu 182: „perdix auis est, quæ cum posuit oua, perdit ea, alia supervenit, credit esse sua et incubans fouet ea, inde pulli nati audientes uocem prioris matris, secuntur illam. Perdix diabolus est.“ K poslednějším nápisům hledí slova na listu 94. napsaná rukou 15. stol. „W. dei gratia rex Bohemiæ,“ z nichž, ana veskrz osamotnělá na kraji hořejším stojí, ničež se uzavíratí nedá, ani jaký tu asi král český je míněn, ani, že by snad rukopis králi Václavovi byl patřil. Napsánať jsou ona slova nad homilií k vigílii sabbati sancti, v nížádném svazku s ní nestojíce. Co se mne týká, četl bych nápis takto: Wratisslaus

r. B., jelikož klášter Opatovický, jemuž rukopis v starších dobách patřil, založen byl Vratislavem r. 1086.

Pohleďmež nyní na dějinstvo vnitřní rukopisu našeho, t. j. na úvahy o něm již pronesené, abychom po nitce jich souhlas svůj nebo svůj odpor zjevití mohli.

První, jemuž důležit se jevil rukopis, byl, jak dotčeno, Boh. Balbinus. Týká se jeho, co posud zpozorováno nebylo, ve své *Bohemia docta* (edit. Ungar. III. 120), kde mezi jiným praví: „*exhibui hunc librum illustrissimo et reverendissimo episcopo Samandriensi Thomæ Pešinæ; uterque suspicatis unus esse Gregorii episcopi, qua de re nihil hoc loco dicam, cum Epitome nostra historica legi possit.*“ V „*epitome historica*“ Balbinově (Pragæ, 1673. 1677. fol.) hledali jsme však dlouho marně nějaký citát sem směřující. Zdálo se nám již, že celý citát jaksi propadl, poněvadž tištěná ta kniha (50. A. 21) nepřišla, jak psána byla původně, do rukou obecnstva. Dovolena byla již r. 1669, pak se tiskla VI. a VII. kniha r. 1673; kniha však I.—V. plných 7 let vězela v tisku, než, bezpochyby změněná, vyšla r. 1677. — Než konečně předce našli jsme citát v notatech Balbinových k III. knize str. 315, avšak nic ani nového ani zevrubnějšího tam nenajdeš, leč, že rukopis jmenuje: *codicem per vetustum homiliarum et sermonum ad clerum et populum, a glossu: Gregorii homiliæ exstant* (Srovnej u Balbina i stranu 302.). Z Balbinových „*Miscellanea histor. Bohemiæ*“ (1683) dozvěděli jsme se pak ještě, že rukopis náš Pešinovi zapůjčený nenalezl se v jeho pozůstatosti, pročež jej měl Balbin za ztracený (*Decas I. libr. VI. pag. 51.*). Co do biskupa Řehoře (*Gregorius*) myšlil se i Balbinus i Pešina: neboť Řehoř, z rodu pánů Zajíců z Waldeka byl teprva r. 1296 vysvěcen za biskupa a umřel r. 1301. Tomek: *dějepis Prahy, I. 588.* Rukopis dotčený psán však sto let před Řehořem. Na glossy české v rukopisu obsažené neupozornil též Balbinus nižádným slovem.

Na glossy upozornili prvníkrát Fr. Palacký a Šafařík ve spise svém: *die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache* roku 1840. Najdeš t. tam na str. 8. čísla 7. jak následuje: „*Glossen der Clementinischen Homilien. In einem lateinischen Codex aus dem 12. Jh. 243. Bl. in 4. in der Clementinischen oder königlichen Universitätsbibliothek in Prag, von Palacký unlängst entdeckt, zwar an Zahl unergiebig, doch des Alters wegen bemerkenswerth.*“ Glossy samé, jichž se však do podrobná nedotýká, klade Šafařík do 13. sto-

letí, bera je co sedmý nejstarší pomník staré literatury české. Co do rukopisu samého praví Palacký teprva v Dějinách národu českého roku 1852 (I. 2. str. 288. 289 — a ve vydání druhém r. 1862. str. 290) takto: „Dovídáme se ze spisův souvěkých (století 12.) také o temnější stránce v povaze ducha národního, o kteréž ovšem nesluší se zamlčeti. V homiliích pod králem Vladislavem I. od Čecha pro Čechy, ačkoli latině, psaných nacházíme zvláště častá a horlivá napomínání, aby krajané naši přestali vážiti sobě hřebí a čárův neboli kouzel, aby nevěřili vlhcevcům a hádačům, ale všecku naději svou aby skládali jedině v pána bohu. Viděti z toho, jakož i z jiných pramenův patrně se činí, že pověry té doby provozovaly ještě moc velikou v obecném životě národu našeho.“ „Viz rukopis ze 12. století v bibliothece c. k. university Pražské pod signaturou III. F. b. Jest to týž rukopis, v kterémž rukou XIII. století také některé glossy připsány jsou. V německém vydání dějin českých Palackého (II. B. S. 50) darmo bys hledal tohoto místa či poznamenání. Jelikož Vladislav I. r. 1174 zemřel, tož pravil Palacký pravdu, že rukopis náš v dobu královu zasahuje, ačkoli době té odporuje aspoň větší svou částí homilií tím, že v nich řeč jde jen o „*princeps terræ*:“ že by byl však rukopis celý od Čecha pro Čechy psán, toho nenašli jsme v rukopise ni žádné stopy, sběratel jeho nejeví t. nikde jakousi náklonnost k obyvatelům země; maje jediný smysl a taktéž i slova pro nebeskou vlast.

Po Palackém zmocnila se našeho rukopisu do zevrubna literatura německá, hodlajíc dokázati, že v něm se jeví stopa působení německého křesťanství na pokřesťení Čech.

V první řadě stojí tu prof. Höfler, jenž již v r. 1861 ve Wiener Sitzungsberichte (37. svazek IV. sešit, str. 290—297) dosti zevrubně popsal náš rukopis, maje jej ovšem mylně za původní spis. O glossách v něm obsažených praví Höfler takto: Uiber die bisher noch nicht untersuchten böhmischen Interlinearversionen steht mir kein Urtheil zu. Ihrer Natur nach gehören sie einer Culturperiode des böhm. Volkes an, welche derjenigen des deutschen entspricht, als dasselbe gelehrt wurde, das Vater unser, den Glauben & in der Muttersprache (barbarice) aufzusagen. — Die Glossen dürften dem XI/XII Jh. angehören.“ Dobře má Höfler, že jsou to částečné překlady meziřádkové, a netoliko pouhé glossy, nedobře však, že je klade téměř do XI. st. Höfler přecenil vůbec, upíat v původnost spisu, i stáří i cenu rukopisu našeho. Jak nížeji na bílední vystoupí, není spis sepsán biskupem Jaromírem či Gebhardem t. j. mezi lety

1068—1090, jelikož se téhož anniversarium v spisu samém nalezá a není vůbec spis v sobě dokonaný, než část toliko oněch kněh církevních, jež i minul týž, kdož nadepsal desce rukopisu: canones, o nichž list 241. sám vypravuje: Quae ipsis sacerdotibus necessaria sunt ad discendum i. e. sacramentarium lectionarius, antiphonarius, baptisterium, compotus, kanon penitentialis, psalterium, omeliae per circulum anni dominicis diebus et singulis festivitibus aptae, ex quibus omnibus, si unum defuerit, sacerdotis nomen vix in eo constabit.“ Stojí tato slova v samém penitentiáři na konci rukopisu, kdežto ze začátku hlavně homilie najdeš. Že v skutku v přítomném rukopisu jen sbírku církevních či vlastně kněžských (mnišských) kněh příručních či část kněžské chrestomathie 12. století před rukama máme, zjeví se tím patrněji, čím hlouběji do ní vnikneme. Že takových sbírek kněh církevních i v dogmatickém ohledě, jaká je v skutku přítomná sbírka, i v liturgickém ohledu, jako jsou agendy až podnes, hned v prvních věcích, v jichž se křesťanství organisovalo, nutně zapotřebí bylo, plyne samo sebou z nutné jednoty učení a konání církevního: toho dosvědčuje i přítomný penitentiář sám, jenž je tak jednoduchý a prostý, že stáříím daleko převyšuje i penitentiář biskupa Burcharda (okolo 1012—1023), jak Schulte (Homiliar, str. IX.) sám dokládá. Nesouvisí též penitentiář náš čili kniha zpovědí a trestů církevních ani zevně s ostatními částkami rukopisu, jsa jim i na pergameně po mezeře prázdné přidán, kdežto téměř všechny ostatní částky nepřetrženě se následují (srovn. list 240. v. s listem 241. či vlastně s listem 230 v. a pak list 229. v. s tímže listem 241. a to pro výše již dotčený zmatek ve vazbě knihy).

Přidržíme-li se věrně a důsledně pravdy právě vyslovené, že rukopisem naším máme sbírku toliko několika vzorných či kanonických kněh církevních, dílem přespolných, dílem domácích, tož si tím vysvětlíme i odpor, jenž mezi domněním Palackého a Höflera co do rukopisu našeho panuje. Palacký t. vida v knize kázání na den sv. Václava, Vojtěcha, v nichž se jmenují patrony země, soudil, že kniha psána od Čecha pro Čechy, kdežto Höfler v knize shledal patrný vliv netoliko německého křesťanství na Čechy, než i bezprostřední vliv králů a císařův německých na zem českou. A má co do částí knihy v skutku pravdu. Čítáš-li t. list 171, najdeš na něm: Ammonicio sive praedicatio S. Bonifacii de abrenuntiatione baptismatis t. j. sestavení všeho toho, čeho se odřekl novokřtěný člověk a (list 172) čehož se má „novellus cristi-

a n u s“ držeti v symbolu t. j. ve Věřím v pána boha. Bonifacius, známý to apoštol N ě m c ů, stal se r. 732 arcibiskupem a primasem německým, usadil se co arcibiskup r. 745 v Mohuči a utrpěl mučednickou smrt od samých Němců r. 755: v době tedy, kde se v Čechách o křesťanství ještě málo co vědělo. List pak 210 přináší rozkaz nějakého římsko-německého císaře (Audite fratres carissimi, quomodo imperator nobis mandavit, vobis nuntiare de vera christianitate. Sermo), jenž však ničehož obzvláště německého neobsahuje, nýbrž jen opět všeobecné pravdy a pravidla křesťanství v symbolum apostolicum vykládá. Nejeví juž tito spisové patrně s b í r k u starých ustanovení církevních v Čechách? — Čechy, než jim dáno biskupství Pražské r. 973, čítaly se aspoň částečně k diocési Ř e z e n s k é, pak ale k arcibiskupství M o h u ě s k é m u, jich biskupové byli z větší části Němci, jakého tedy divu, že se i z kněh vzorných německo-latinských částky některé dostaly do Čech! Totéž dokládá a vysvětluje zjev, že se v rukopise našem nachází kázání na den patronů německých, k. př. sv. E m e r a m a a M a r t i n a, ba když se sv. Emeramus zároveň i p a t r o n u s n o s t e r nazývá, nejde předce. z toho, že to bylo řečeno hubou a myslí česko u. Ostatně byl sv. Emeramus, ačkoli nebyl patron český, juž za času sv. Václava v Čechách ctěn, jak toho neomylně legenda tak zvaná Petrohradská dokládá (Slav. Bibliothek. Wien. 1858 II. 270), a to za tou příčinou, že sv. Václav, ač byl vyučen v křesťanství s l o v a n s k é m, později se přidržoval křesťanství římsko-německého, v němž ovšem sv. Emeramus byl proslul. — Než slyšmež juž, co o spisu Höflerově sama úvaha německá, vyšlá v katholische Literaturzeitung ve Vídni (1862 č. 33) byla soudila. Dokládá za p r v é, že tehdaž s t a v p o h a n s t v a v Čechách, na Moravě a v Německu se valně od sebe nelišil, že tudíž, co v rukopise proti pohanstvu se udává, se nevztahuje, jak Höfler mínil, p o u z e na Čechy. A v skutku nenachází se v celé sbírce toho nejmenšího, co by z pohanstva patřilo výhradně Čechám neb Moravě: nacházíme jen boj proti pohanství v různých dobách a na různých místech v Evropě a snad i jinde, jak tomu ku př. chtí juž řeči sv. Augustina, panujcímu. Za d r u h é, že se jen h o m i l i e či kázání, nikoli však ostatní spisy přičítati mohou j e d n o m u b i s k u p u č e s k é m u, jelikož suffraganu českému ani na vůli a mocnosti nebylo, ustanovovati, co slušelo jen arcibiskupovi Mohučskému, pročež všeho ostatního původ hledati se má a musí ve sbírce biskupa Burkharda, kterážto v 11. a 12. století za kanon či pravidlo církvě Mohučské uznána bývala. Ačkoliv úvaha tato sama juž se

přiznává k tvrdění našemu, že rukopis není celek jeden a dokončen, předce ještě i v tvrdění tom nacházíme ne jeden nedostatek. Co se t. týká homilií, nejsou i tyto jednoho rázu a jednoho původu, jak již řeč sv. Bonifacia a rozkaz německého císaře byly dokázaly. Že však velmi málo bylo převzato ze sbírky Burkhardovy, toho doložil nevyvratně prof. Schulte (str. IX. X.), ukazuje, z čeho ze všeho je sbírka tato sestavena. Za třetí tvrdí úvaha Vídenská, že sotva Jaromír či Gebhardus, jak tomu chtěl Höfler, byl původcem i těch kázání, poněvadž světštěji žil, než mu vůbec církevně slušelo a že tudíž v skutku jen proti sobě by byl kázal; na pochvalu, kterou poctil Kosmas Gebharda, že nesluší ohledu bráti, jelikož se to s pravdou, jinak ztvrzenou, nikterak nesrovnává. Toto domnění uznáváme ovšem, částečně aspoň, i za naše.

Téhož r. 1862 vydal pr. Höfler pomocí učené společnosti české opět spis jiný, rukopisu našeho se týkající, pod titulem: *Die Prager Concilien in der vorhusitischen Periode*. Dal tam pod jménem: *Canon poenitentialis* částku našeho rukopisu otisknouti, která částka však opět v sobě zahrnuje některé doby, jinam patřící, k. př. na str. XIV., jak mají býti oltáře připraveny, jak kostelové upraveni, jak se má míti kněžstvo k obci, kdy se má křtíti a p., co vše u nás v rukopise je nadepsáno: *de sacerdotibus* (list 42—45.); pak, kdy nemá kněžstvo mši sv. čísti, co u nás opět zahrnuto je pod titulem: *Sermo ad populum* (list 225). To jsou všechno části nesouvislé mezi sebou, a pro sebe stojící, jež si i místy odporují. Výše k. př. udali jsme z poenitentiáře, které knihy má míti kněžstvo vždy pohotově (list 241), bylo jich osm; v stati však: *de sacerdotibus* čteme na listu 43. r. „*Misale, plenarium, leccionarium et antiphonarium unus quisque habeat,*“ tudíž jen čtvero kněh, co důkazem, že jednotlivé částky našeho rukopisu nejsou z téže doby a z téhože místa, než že jsou, jak dotčeno, pouhá chrestomathie.

I tyto Höflerovy „Prager Concilien“ došly úvahy a uznání ve Wiener kathol. Kirchenzeitung (r. 1862 č. 37. str. 300) a jak se zdá od jiného posuzovatele. Avšak i týž opakuje, že *canon poenitentialis* ani nemůže býti český a že v skutku celý *canon* ten je opis Burkhardi Wormacensis episcopi decretorum libri XX., jen že nesprávně velmi přepsaný a sem tam rozmnožený, proti čemuž však prof. Schulte jistým směrem a právem byl bojoval, jak jsme se toho výše byli dotkli (l. c.). Neboť v skutku je to velmi povrchně řečeno, že je to neb ono vzato z Burkharda (jenž i Bouchard, Brocardus někdy sluje), poněvadž on sám ve své sbírce, zhotovené před r. 1026,

tištěné však teprva r. 1548 v Kolíně, všecko sám snesl a uspořádal „ex consiliis (sic) et orthodoxorum patrum decretis, tum etiam diversarum nationum synodis ceu loci communes congesti.“ A podobná tomu sbírka je ovšem i náš rukopis, obsahem a formou však ve mnohém se od Burkharda lišící, zahrnující v sobě i locos communes z nejrůznějších starších spisů vzatá, a byla, jako Burchard, i „opus omnibus ecclesiasticis et parochis apprime necessarium,“ jest-li že vůbec byla od některého biskupa schválena a odporučena, o čemž však by nejedna pochybnost vzniknouti mohla, jak toho shledáme, když nížeji její neuspořádanost v bližší úvahu vezmeme. Zde budiž dotčeno jen toho, že ze sbírky takové uzavíráti něco co do pověr, pohanstva a mravů českých, je vše jen odvážného paralogismu. Než poslyšmež, jak o tom soudí sama kathol. Kirchenzeitung. Právě totiž: „Aehnliche Codices finden sich auch in Deutschlands Bibliotheken vor, — wären ihre loci communes neu, der böhmisch-mährischen Kirchengeschichte bis jetzt unbekannt, wären sie specifisch böhmisch, dann könnte man sich über den Fund freuen und in den Auszügen ein Mittel sehen, „die empfindliche Lücke in der Geschichte der Einführung des Christenthums in Böhmen“ auszufüllen, so aber sind sie nichts anderes, als Auszüge, und dazu noch fehlerhafte Auszüge aus Burkhardi magna collectio canonum.“ „An Auslassungen und störenden Fehlern wimmelt es geradezu, Beweis, dass die von Höfler benutzte Handschrift entweder sehr flüchtig oder incorrect ist.“ To vše se vysvětluje jak praveno tím, že sbírka naše není prosto z Burkharda než jen ze zřidel Burkhardových sestavená a že není původní spis, než bůh ví kolikátý opis původní sbírky „canonum.“ V opisu takovém mnišském nebudeme se pak diviti tomu, když nacházíme na listu 231. psáno: decimas Abraham factis Jacob insinuat místo Jacob promissis insinuat,“ a na témže listu: „solam decimam mercharis, místo merebaris.“ Takových chyb hrubých najdeš v nedbale opsaném rukopisu neschíslné množství.

Jelikož je Burchardus sám sebrán „ex diversarum nationum synodis“ a jiných prastarých ustanovení církevních, nemůže se říci, že by byl výhradně založen na ustanoveních římsko-německé církve; nešlotě t. vůbec sběratelům a ustanovovatelům církevním o nějakou národnost zvlášť, neboť křesťanství pěstovalo od jakživa ideu člověčenství hlavně všeobecného, podřizujíc jí veskrz deu národnosti, stavu, stáří, pohlaví a p. Divno tudíž věru, že při těch a takových okolnostech spolek Pražský Němců pro dějinstvo

Němců v Čechách značnou prací a nákladem celý téměř kodex i s vědeckým apparatusem v jeho *Beiträge zur Geschichte Böhmens* pod titulem: *Das Homiliar des Bischofs von Prag. Sæc. XII. r. 1863* v Praze vydal (Abth. I. Band I. 4<sup>o</sup>. XXXVIII. 86 a 6 neznamenanych str.). Ve vědeckém apparatusu převzal vyjasnění učení církevnoprávnícké stránky rukopisu prof. Schulte, vyjasnění pak bohoslovecké a všeobecné stránky prof. Hecht. Oba pánové mají z dobrých příčin za to, že rukopis založen byl nikoli Gebhardem, než Hermannem, biskupem Pražským t. j. mezi roky 1099—1122. Jelikož již víme a nížeji ještě zevrubněji doložíme, že rukopis náš není celek jedné, jednou jen dobou a osobou a jedním jen směrem založený, obracujeme jich důvody v ten smysl, že nebyl rukopis náš před biskupem Hermannem dohotoven, poněvadž v něm v skutku některé homilie a výrazy najdeš, ježto více na Hermanna, než na Gebharda kážou, z nichž však nikterak uzavíratí nelze, že by byl jím buď složen, buď diktován.

Avšak i když strana německá toho připustiti musí, že malá část homilií jen káže na biskupa Hermanna, větší část obsahu však že je vzata ze starších, ba prastarých zřidel církevních: tvrditě ona strana nicméně, že právě výběr těch věcí a forma sestavení jich na jednu osobu, na biskupa Hermanna, jenž pocházel z Maastrichta, a tudíž na vliv německo-římské církve v Čechách. svědčí. Než i tomu není tak, jak ihned doložíme.

a) Hleďmež předně na posloupnost obsahu našeho rukopisu. Homilie jdou jen až do listu 42. v. a jsou na den adventní, jenž, jak se zdá, jaksi splýval neb časem se stýkal s dnem narození páně, jelikož hned na listu 2. čteme: *alius sermo*, jenž začíná: *Salvator noster, dilectissimi, hodie natus est*. Stará ruka poznamenala taktéž v registříku: *in adventu fol. 1. et 2.* Třetí řeč je *in die natali domini fol. 2. v. — 4. v.*; čtvrtá („aliud“), pátá („alia“ taktéž fol. 4. v. — 8.; šestá má nápis: *unde supra* (?) *jednajíc též o narození páně, fol. 8. — 10.*; sedmá nadepsána „aliud“ praví: *nuper celebravimus diem, in quo salvator — nasci voluit, hodie celebramus diem, in quo idem salvator in suæ potentia deitatis apparuit,*“ čítajíc jen 19 řádkův, fol. 10. a. b.; osmá: *in epiphania domini, fol. 10. b. — 12.*, devátá „unde supra“ taktéž *de epiphania, fol. 12—13. v.*, desátá *in purificatione S. Mariæ fol. 13. v. — 15.*, tuto řeč najdeme doslovně opsanou ještě jednou na listu 84. v. — 85. v.

v jiné sbírce kázání, jedenáctá in capite jejunii fol. 15—17., dvanaáctá, bez nápisu de jejunio, fol. 17—18. v., třináctá in media quadragesima, fol. 18. v. — 21. I tato řeč nachází se doslovně opět na listech 87. v. — 89. v., čtrnáctá bez nápisu jiného, než „alia“ jedná o východu Židů z Egypta, fol. 21. v. — 23., patnáctá „in palmis,“ fol. 23—24. v., šestnáctá „aliud“ nadepsána jedná taktéž o vjezdu Páně do Jerusalema, fol. 24. v. — 26. v., sedmáctá „in coena domini,“ fol. 26. v. — 28., osmáctá „alia“ čítá jen 18 řádkův, fol. 28. a. b., devatenáctá „in feria quinta“ čítá 26 řádkův, fol. 28. v. — 29., dvacátá „in phasca domini“, fol. 29—30. v., jedenadvacátá „in festo S. Adalberti,“ fol. 30. v. — 32., dvadvacátá „in die lætaniæ,“ čítajíc jen 41 řádkův, fol. 32—33., třiaadvacátá „in ascensione domini,“ fol. 33—34., čtyřiaadvacátá „aliud,“ 18 řádkův čítajíc, fol. 34., pětadvacátá „in pentekosten,“ fol. 34—35., šestadvacátá „aliud,“ fol. 35—36. v., sedmadvacátá „Sctorum Petri et Pauli,“ fol. 36. v. — 37. v., osmadvacátá in assumptione S. Mariæ fol. 37. v. — 38. v., devětadvacátá „aliud“ fol. 38. v. — 39., třicátá S. Wenceslai, fol. 39—42. v., nejdelší to všech a poslední homilie! Znamenatí sluší, že v této sbírce homilií jen všeobecné církevní svátky a české patrony Vojtěch a Václav, a nižádný německý svatý a patron se světí. V této první sbírce kázání jsou ty nejkratší, někdy několik jen řádkův čítající, zajiště jen výtahy větších, jakož je i jisto, že schází mnoho kázání de circulo anni. To vše nekáže na skladatele jednoho biskupa, než na výběr a výtah nějakého jednotlivce, k. př. opata nějakého z kázání třebaš biskupských, jelikož nižádný znak biskupského působení v nich nenajdeš, jenž by se vztahoval na všechny homilie.

b) Nyní následuje veskrz jiný spis „de sacerdotibus“ t. jenž se někde přepisuje papeži Lvu IV., někde sv. Ulrichu neb jinému biskupu Augšpurgskému (Schulte, VIII.), fol. 42. v. — 45. v.

c) Za tou statí následuje část bible vulgaty a to: Incipit liber Jonæ prophetæ, fol. 45. v. 48. v. („finit Jona propheta“). Totě předce patrný důkaz, že máme sbírku či vlastně směsici církevních spisův před sebou, a nikoli jednou rukou (biskupskou) uspořádanou soustavu před sebou.

d) Toto vše následuje nyní opět jiná sbírka delších kázání či sermonum a to 1) Sermo in palmis, list 48. v. — 51. v. 2) Sermo Laurentii list 51. v. — 56. v. 3) „Aliud“ fol. 56. v. — 57. v. 4) Kázání bez nápisu, pozdější ruka 14. str. připsala: „in anniversario principis,“ list 57. v. — 59. Tato řeč se vztahuje bezpochyby na bi-

skupa Jaromíra či Gebharda, jenž pocházel z knížecí rodiny a držána mu byla buď od následovníka jeho, biskupa Kosmase (1091—1098), („ante paucos dies floruit“) buď od Heřmana (1099—1122). Že to byla řeč biskupa a ne pouhému knížeti držána, vysvitá ze slov: „vester pastor,“ co vylepšeno v „noster pastor.“ 5) Řeč bez nápisu, později nadepsáno: Adalberti, list 59—60. 6) „In coena domini,“ list 60—63. 7) „Sermo pascalis,“ list 63—64. v. 8) „dedicatio ecclesiae,“ list 64. v. — 66. Znamenatí sluší, že táže řeč, ač plných tří stran obsahuje, ještě jednou doslovně opsána je na listu 123—124 v. v jiné sbírce kázání pod titulem „Omilia in dedicatione ecclesiae,“ což zajisté opět je důkazem, že nedbalou směsici, a nikoli jednu uspořádanou sbírku rukopis náš v sobě zahrnuje. 9) „Alia,“ jednajíc o pokání, list 66—67. 10) „In ascensione domini sermo,“ list 67—69. v. 11) „Alia praedicatio“ vyzývajíc k modlitbám, pro papeže, pro císaře neb krále (imperatoris vel regis), pro biskupa (pro episcopo nostro) — tu řeč nemohl tedy míti biskup sám — pro knížete („pro principe nostro“), list 69. v. — 70. v. I tuto řeč nacházíme doslovně v nově opsanou na listech 154—155. bez nápisu starého v této naší směsici! — 12) „In pasca“ list 70. v. — 72. 13) „In pasca,“ list 72—73. v. 14) „In feria sexta,“ list 73. v. — 75. 15) „In coena domini,“ list 75—77. 16) „Quando celebramus dies fratrum defunctorum in die depositionis,“ list 77—79. 17) „Sermo de natale (sic) domini,“ list 79—80. v. 18) S. Stephani, list 80. v. — 81. v. 19) Sermo in epiphania, list 81. v. — 83. 20) Řeč bez nápisu starého, a to s obsahem, že se a jak se mají světiti neděle. Pozdější ruka připsala: „Religio christiana,“ list 83—84. v. 21) In purificatione S. Mariae, list 84. v. — 85. v. Tuto řeč našli jsme doslovně opsanou již na listu 13—15. v. v naší směsici. 22) Sermo ad populum in quadragesima, list 85. v. — 87. 23) In media quadragesima, list 87. v. — 89. v. Tuto řeč jsme taktéž již výše (list 18. v. — 21. v.) doslovně opsanou viděli. Tu se končí druhá sbírka řečí, jež se pořádkem ode první tím liší, že počíná jarem (in palmis), kdežto první počínala adventem čili vánocemi, což na jiné místo, ne-li na jinou dobu původu jich káže, jelikož počátek roku obecného nebýval všude a vždy stejný.

e) Listem 89. v. počíná třetí sbírka homilií a to opět řečí jarní in Palmis, sbírka jak se zdá vzata hlavně ze spisů otců svatých církevních, neboť 2. již řeč je nadepsána: Sermo S. Augustini in coena domini, list 91. v. — 93. v. 3) in vigilia sabbato sancto. Lectio S. evangelii s. Mathæum, list 93. v. — 95. 4) Sermo

S. Hieronimi de passione domini, list 95—96. v. 5) Sermo paschæ in sabbato, list 96. v. — 98. v. 6) De festis paschalibus, list 98. v. — 100. v. 7) In die sancto paschæ, list 100. v. — 101. v. 8) Omilia in pascha, list 101. v. — 103. 9) de resurreccione domini, list 103. — 104. v. 12) In letania maiore, list 104. v. — 105. 11) Sermo S. Augustini de ascensione domini, list 105—106. v. 12) Sermo in Pentecosten, list 106. v. — 108. v. 13) In natali S. Johannis Babt., list 108. v. — 110. 14) In natali Sanctorum Johannis et Pauli. Omelia, list 110—112. 15) Sanctorum Petri et Pauli, list 112—113. v. 16) In festivitate S. Mariæ, list 113. v. — 115. v. 17) In purificatione S. Mariæ, list 115—116. v. Nápis zní: Omelia eiusdem, na důkaz že i tu kryt je nějaký otec církevní omylem zde nenapsaný, jehož byly i předešlé homilie. 18) Natale S. Mariæ, list 116. v. — 119. 19) Sermo ad populum, list 119—120. v. Končí se takto: „pro rege nostro et duce et eius uxore summum dominum invocare velitis et simul pro episcopo nostro.“ Tu by mohl jmn býti kníže český, jenž osobně toliko, a nikoli dědičně byl králem. 20) Omelia S. Emmerami, list 120. v. — 123. Tu tedy, v této třetí sbírce, osnovan hlavně na autoritě cizích otců svatých, zmínka se činí sv. Emmerama, jehož jmenuje protectorem, prædicatorem, patrem nostrum, na důkaz, že je to řeč původně v Bavorsku držána; neb v Čechách že by byl kázal sv. Emmeramus (+ 652) není nikde doloženo. 21) Homilia omnium Sanctorum, list 123. v. — 126. v. 22) Homilia in dedicatione ecclesie. Juž výše na listě 64. v. opsána. — 23) Omilia in natali S. Martini, list 126. v. — 129. Tu opět prvnkrátě cizí, francský t. svatý Martin se ctí. — 24) De diversis tribulationibus, list 129—130. v. 25) In festivitate martyris vel confessoris, list 130. v. — 132. I ten svatý, ač, poněvadž všeobecný, není jmenován, sluje tu sanctus pater. 26) Omilia S. Augustini episcopi, list 132—133. v. — 27) Sermo S. Laurentii, list 133. v. — 135. — 28) Omilia S. Augustini de dilectione caritatis, list 135—136. — 29) Deum solum colendum, list 136—137. v. — 30) Item unde supra: Deum colendum, list 137. v. — 138. v. — 31) De pace et concordia S. Gregorii, list 138. v. — 141. v. — 32) S. Augustini de resurrectione fidelium, list 141. v. — 142. v. — 33) Omelia S. Augustini de fide, list 142. v. — 144. v. — 34) Item omelia de fide, list 144. v. — 146. v. — 35) De S. Maria, list 146. v. — 148. — Částky 28. až do 35. jsou více pojednání sv. otcův nežli kázání. — 36) Sermo S. Wenceslai, list 148—149. v. 37) Alius sermo (de S. Wenceslao), list 149. v. —

151. — 38) Sermo ad populum: obsahuje všeobecnou z p o v ě ě d a výklad ot č e n á š e, též závěrečné k á z á n í, jež jsme již výše, listem 69. v. našli, list 151—155. — 39) Sermo (de ædificatione sepulcrorum et ecclesiarum), list 155—156. v. — 40) De confessione pura, list 156. v. — 158. — 41) In ascensione domini, list 158—160. — 42) Sermo de apostolis, list 160—162. — 43) (Ad sacerdotes), list 162—164. v. — 44) (In die rogationum), list 164. v. — 167. — 45) Sermo de omnibus sanctis, list 167—170. — 46) (De orationibus), list 170—171. — 47) Ammonitio s. prædicatio S. Bonifacii episcopi, de abrenuntiatione baptismatis, list 171—173. — 48) Omelia S. Augustini, list 173—174. — 49) Sermo S. Augustini de duabus viis, list 174—176. — 50) Omelia cotidiana S. Augustini, list 176—177. — 51) Omelia cotidiana ad populum, list 177—179. v. — 52) Sermo generalis ad populum, list 179. v. — 183. v. — 53) Qualiter ad poenitentiam vocamur, list 183 v. — 185. v. — 54) Sermo S. Gregorii de die iudicii, list 185. v. — 187. v. — 55) Sermo Leonis: de passione domini list 187. v. — 189. — 56) Sermo paschæ, sermo ad populum in sabbato, list 189—190. v. — 57) In natali S. Joannis baptistæ, list 191—193. — 58) Sanctorum Apostolorum Petri Pauli, list 193—196. — 59) De assumptione S. Mariæ, list 196—198. — 60) Sermo S. Michaelis, list 198—199. v. — 61) In natali S. Andreæ apostoli, list 199. v. — 202. — 62) Omelia S. Ambrosii de adventu domini, list 202—204. v. — 63) Item sermo de adventu domini, list 204 v. — 206. v. — 64) Sermo de christianitate et operibus bonis, list 206. v. — 210. 65) Audite fratres carissimi, quomodo imperator nobis mandavit vobis nuntiare de vera christianitate. Sermo, list 210—212. — 66) Sermo de christianitate, list 212—215. — 67) Sermo de fide catolica, list 215—217. — 68) In hac omelia continentur verba salutifera, quam qui legit et opere implet vitam æternam possidebit, list 217—220. — 69) Sermo in nativitate plurimorum martyrum, list 220—220. v. — 70) Sermo de dedicatione ecclesiæ, list 220. v. — 222. — 71) Aliud sermo (sic), list 222—223. 72) Aliud, list 223—225. — 73) Sermo ad populum, list 225—226. — 74) Omelia S. Augustini de die dominica, list 226—228. v. — 75) De plaga, quæ facta fuit in Hierusalam eo quod dominicum diem non servaverunt, list 228—229. v. (legenda). Tím končí se třetí a čtvrtá snad již sbírka řečí, jak patrně neuspořádaných více k účelům běhu církevního léta, jež jsou taktéž téměř všecka více pojednání církevní, nežli skutečné řeči. Jimi končí se i rukopis, neboť co ještě následuje, je i v rukopisu pro sebe psáno a mezera

prázdná mezi řečmi a ostatními staťmi je ponechána. Abychom hned tu své domnění projevíli, jak mohlo povstati tré či čtvero těchto sbírek řečí, tož tvrdíme, že v nějaké původní době každá sbírka pro sebe rukopisně stála, k níž na pozůstalém prázdném pergameně později připsáno bylo, co se důležitým zdálo, ku př. k první sbírce Jonáš, k třetí sbírce pojednání různá církevní, poněkud jen formu kázání majících a třeba i nemajících, jako je povídka o zkáze v Jeruzalemě, když nesvětili neděli (list 229. v), jež je co legenda přidána k třetí sbírce. Stályť ty sbírky tak neodvisle pro sebe, jako v nynějším rukopise neodvisle stojí, co ještě následuje. Nějaký opat pak dal všechny tři sbírky kázání i s tím co připsáno bylo nekazatelského v jeden rukopis slíti, čím možná se stalo, že tolik a dlouhých kázání dvojnásobně bylo přepsáno od nedbalých mnichův, a že, co původně byla trojice nesouvislých mezi sebou sbírek kazatelských, spisovatelům se posud zdálo býti jen jedním homiliařem a to původným! Úsudky tudíž, jež se zakládaly na domnělé jednotě vnitřní rukopisu našeho, pozbyly tím samým podstatné části své věrohodnosti.

f) Tři listy, jež nyní, jinou rukou psané, pro sebe následují, (list 230. 239. 240.) chovají v sobě a) řeč bez titule, jež varuje před pokrytci b) in capite ieiunii omnibus christianis. Obě tyto řeči byly připsány a přidány hotové již celé sbírce v nově přepsané, jako se to dělo prvé s původními a neodvislými od sebe sbírkami. Tato dvě kázání nemají též nižádných červených nápisů neb inialek více.

g) Opět pro sebe stojí na konci celého svazku kanon poenitentialis, o němž výše již řeč šla a to na listech 231. — 238, 241. 242. První list ušpiněností svou na jevo ještě dává i nyní, že někdy, než vazba poslední byla vykonána, stál pro sebe. Otiskl jej i Höfler v Prager Concilien (str. VII.) i Hecht v homiliáři (str. 81.); Schulte však jako i Hecht dobře poznamenali, že v něm nevšecko patří k penitentiáři, ba že to není penitentiář, jenž by byl obzvlášť český. Je to opět sbírka starších ustanovení církevních, jež opisovatel neb rubrikátor nějaký později, a to maně, na šestero částí červenými číslicemi byl roztrídil nepozorovav ani, že není penitentiář v celku přepsán, co ušlo i pozdějším spisovatelům. Že v skutku penitentiář je necelý, vysvítá ze slov jeho: *feriandi vero per annum isti sunt dies, ut supra orsi sumus — sicut in superiore capitulo comprehensum est* (list 241. v.). Kapitola tato však nikdež napsána není. Větší část ustanovení vzata jest z různých poenitentiářů starších, menší pak z penitentialu sv. Boniface. Není zapíratí, že sestavením tím

obzvláštním canon tento důležitějším je, nežli jsou všechny tři sbírky homilií. I do podrobná chová zajímavých jednotlivostí dost a dost, ač je obsahem velmi hrubý, zajímá t. ku př. že se křtilo potápěním po tři dny (*triduaana mersio*) (list 241.) a to v sobotu před velikonoce a před letnicemi; že i lidu se poskytovalo chleba a vína, ač dostačovalo, byl-li chleb jen namočen ve víně (list 234), jak se to děje posud v pravoslavné církvi; ženich a nevěsta z dvou panství nesmějí bez dovolení svých pánů v manželství vstoupiti (list 243. v.), co je důkazem, že homiliář původně sestaven v zemích, kde tuhé, feudální poddanství panovalo, čeho v Čechách původně nebylo. Jak hrubých mravů je penitentiářem zakázáno vysvítá k. př. z následujících ustanovení: *si sanctimonialis cum alia sanctimoniali per aliquod machinamentum fornicata fuerit — illa, quae semen viri sui cibo miscet* (list 231. v.) — *qui sanguinem vel semen biberit* (list 236. v.) — *animalia coitu hominum polluta, occidantur* (list 237. v.)! — Ustanovení tohoto tak zvaného penitentiáře jsou vůbec veskrz taková, jako jsou již dána v článku: *de sacerdotibus* (list 42. v. — 45. v.), jenž jest přidán první sbírce kázání, tak jako penitentiář sám třetí sbírce, na důkaz opět všeho toho výše o původu nahodilém, rukopisu našeho tvrděného. V tomto zákoně: *de sacerdotibus* najdeme t. též nejružnější ustanovení netoliko kněžstva se týkající, ku př. že se nevěsta nemá dle pohanského způsobu unášeti (list 45. v.).

h) Není zajisté již nutno, dokazovati obzvláště v nově, že rukopis náš neobsahuje homiliář jedním, jen biskupem českým sestavený neb snešený, když jsme jej co směsici nahodile povstalou seznali. Než i obsah vnitřní dosvědčuje toho, poněvadž ustanovení jeho církevná se netoliko nesjednávají mezi sebou, než na mnoze v tuhém odporu proti sobě stojí

1. Řeči samé obracejí se předně na nejružnější osobnosti titulem svým. Nejobyčejnější oslovení je: *fratres, fratres mei, fratres carissimi* neb *dilectissimi*, ba někdy, jako ku př. na listu 4. v. výslovně se dí: „*Oportet nos pastores et episcopos vobis fr. car. quasi dilectissimis ovibus et fratribus verbum dei cotidie praedicare.*“ než jsou i řeči, kde se dí: *fratres mei et domini mei* (list 29. 30. v.) nebo (*fratres mei*) *et sorores meae* (list 130.), aniž by to byla řeč „*ad populum.*“ Řeči „*ad populum*“ mají obyčejně téhože oslovení, jako ku př. na listu 119. „*fratres mei karissimi et meae sorores,*“ na listu 151. „*fratres mei et sorores dilectissimi,*“ někdy však nemají nižádného oslovení, jako ku př. na listu 225., jenž takto

počíná: „presbyteri per omnia populam ammoneant“ více jsouce jak vícekrát již připomenuto, dogmatickým pojednáním, nežli věcí: neb mají jen jako „ad clerum“ oslovení „fratres mei“ (fol. 180.). Někdy je oslovení jen všeobecné: „carissimi“ nebo „dilectissimi.“ Na žádný způsob nejsou to řeči jen před jedním a stejným obecnstvem, jako nejsou jednostejné délkou, zevrubností, učeností a latinou. Nejlepší latina je ve třetí sbírce, vzaté hlavně z otců církevních. Jen málo která řeč jeví známky, že byla držána od biskupa snad kanovníkům svým: hojnější jich část káže více na klášterníky a snad na klášternice („sorores meae“).

2. Že jen některé řeči jsou v Čechách držány některé však v Německu, vysvítá již z rozdílu sbírky první ode druhé, poněvadž jen v druhé je sv. Emeram a Martin jmenován, a to jen jedenkrát. O sv. Vojtěchu mluví však list 31. a 59. tudíž 1. a 2. sbírka. O sv. Václavu mluví 1. a 3. sbírka a tato dvakrát (list 39. 148. 150.). Sv. Emerama se penitentiář ani slovem nedotýká, když mluví o svatých, již se mají ctíti či vlastně světiti slavnými svátky. O tom položíme však ihned ještě něco bližšího.

3. Odpory značné našli jsme již výše při udání kněh každému knězi potřebných; nalézají se však i odpory ve ctění svatých. Sv. Martina světi ku př. druhá sbírka (list 126.) co hlavní svátek, kdežto penitentiář jeho den ke dnům počítá, které světiti neb nesvětiti každému bylo volno. S. Jana a Pavla ctí taktéž druhá sbírka kázáním slavným, kdežto penitentiale jeho ani nezná (list 110.). Taktéž svátek narození p. Marie (l. 113. v. 116. v.), penitentiář uznává jen na nebevzetí p. Marie za svátek hlavní (list 242.). — Sv. Kyrila a Metudia nezná sice ani jedna ze všech sbírek, ani canon penitentialis, ale to jen za tou příčinou, že zřídla, odkud vzaty jsou sbírky a kanon, hlavnou částí nepatřily ku zemím českomoravským a založeny nebyly jedním biskupem českým, jenž by předce sídliti musil v Praze při kapitole Pražské, která až podnes věrně se drží odůvodněné tradicí, že křesťanství v Čechách a to hlavně v středu Čech, v Praze původ svůj vzalo z Velké Moravy. Jak daleko státi musily původní sbírky i kázání i spisův kanonických, z nichž se nyní přepis chová v našem rukopisu, původu pravému křesťanství v Čechách, co se středu Čech týká i knížecí rodiny, dokládá i ta okolnost, že celý rukopis náš ani sv. Víta, ani chrámu metropolitického jemu zasvěceného ani jedinkým slovem se nedotýká, ač chrám ten původ svůj táhne již od času sv. Václava a knížete Boleslava II. v 10. století! Sv. Jiří není taktéž v celém

rukopise ni slůvkem jmenován, než kdo medle by s toho chtěl a směl uzavíratí, že sv. Jiří, jenž dle legend žil juž pod císařem Diokletianem, neznala církev římská a že kostel sv. Jiří na hradě Pražském juž Vratislavem I. nebyl založen okolo r. 912; klášter pak jeho tamtéž neutvrzen Boleslavem II. okolo r. 973, kde předce o rukopisu našem nebylo ještě ni žádných stopy. Jest-liže tudíž německá literatura z té okolnosti, že rukopis nejmenuje ni sv. Kyrila a Methudia, uzavíratí se vynasnažuje, že v 12. století juž nebylo ani památky sv. apoštolů v Čechách, stojí si netoliko sama v odporu k tvrzení svému že celou sbírku založil jeden biskup Pražský, než dává na jevo i značnou povrchnost u vědomosti svědků nevyvratných působení sv. Kyrila a Methoda v Čechách a jich skutky až posud hlásajících. Či nedosvědčují zjevně ještě podnes tolik kostelů v Praze a v Čechách zasvěcených sv. Klimentu, že tu vládla druhdy ruka jich? či nelhásá literatura česká (hlaholské t. zlomky Pražské, evangelium sv. Jana a j. památky) taktéž zjevně, že v církevních okresích tu paovala druhdy řeč slovanská starocírkevní? která řeč až podnes v terminologii české církevní zvláštními výrazy na bílý den vystupuje, jako je na př. výraz *hospodin*. I glossy rukopisu *Mater verborum*, jež jsou dle našeho domnění pozdější roku 1302, na každý způsob však pozdější založení našeho rukopisu, znají staroslovanské výrazy, jako jsou k. př. *blahodobia*, *blahovolia*, *blahoslovia*, *pomiluj* (ve smyslu *miserere*), *pravoslavnyj* (ve smyslu *orthodoxus*)! Jakých maličkostí, jakých krajností se chytala německá literatura při posuzování našeho rukopisu, jen aby dokázala, že v 12. století juž nebylo stopy slovanského původu křesťanství v Čechách, zjevuje i to, že značnou váhu klade na jméno *S. Adalbertus*: to prý, a nikoli jméno sv. Vojtěch, přichází v rukopisu našem! (str. XXIX.). Jak ale může v rukopisu latinském jinak státi než *Adalbertus*! Než i toto zlatizované jméno *Adalbert-us* je původem svým jen staroněmecký překlad českoslovanského jména *Vojtěch*, jelikož *Adal* (nynější *Adel*) původně právě jen tolik znamená co české *voj*, a *perahiti* (nynější *Pracht*) opět tolik co české *těch* (*ú-těch-a*). — A co konečně hlásají slova samého rukopisu: „*Quæ tantum sacra oblatio intincta debet esse in sanguine Christi, ut veraciter possit dicere (sic) infirmo*“ (list 234)! —

## Historische Section am 19. November.

Anwesend die Herren Hasner auf Artha und Čupr.

In dieser Sitzung hielt Hr. Prof. Höfler nachfolgenden Vortrag über die luxembürgische Periode der deutschen Könige und Kaiser.

Die Periode der Luxemburgischen Könige und Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation bildet eine der merkwürdigsten Episoden in unserer Geschichte und ist selbst die unserer vierten Kaiserdynastie. Weniger grossartig als die Herrschaft der Sachsen, der Franken, der schwäbischen Kaiser steht sie an Dauer der fränkischen (1024—1125) zunächst, da sie den Zeitraum von 1308—1313, von 1346—1437 umfasst. Sie ist aber nicht ein zusammenhängendes Ganzes, wie die Geschichte der Sachsen und der Franken, sondern wird noch mehr als die hohenzstaufische Geschichte durch das Eindringen des Welfen Otto IV., durch den Streit der Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich und Ludwigs Alleinregierung in zwei ungleiche Hälften getheilt, von welcher die erste die Kaiserherrschaft Heinrichs VII, die andere das Kaiserthum Karl's IV, das Königthum Wenzel's und Jost's, das Kaiserthum Sigismund's enthält. Sie schliesst ferner 3 Kaiser und 2 Könige in sich, eine Anzahl, welche der der 3 älteren Dynastien so ziemlich entspricht. Ist so in den äusseren Verhältnissen zwischen den Luxemburgern und ihren Vorfahren auf dem deutschen Throne eine gewisse Uebereinstimmung vorhanden, so schwindet dieselbe, je mehr man sich den inneren Zuständen nähert. Die Krenzzüge in den Orient, der Investiturstreit des Abendlandes, die grossen Kämpfe mit den Slaven und Magyaren lagen ebenso hinter den Luxemburgern als die Vereinigung der sicilianischen und deutschen Krone, die dem Kaiserhause der Schwaben so viel Ungemach bereitet hatte. Es konnte jedoch nicht in der organischen Entwicklung Deutschlands liegen, unter seiner vierten Kaiserdynastie einen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen oder die durch den Untergang der Staufen ohnehin schon weit klaffende Wunde noch mehr zu erweitern. Hatte K. Rudolf der Habsburger das einheitliche Königthum, welches er wieder herstellte, an die alte Zeit anzuknüpfen und somit der Restauration eine natürliche und gesetzliche Grundlage zu geben gesucht, so trachtete der erste luxemburgische Kaiser, Heinrich VII, darnach, das Kaiserthum in seiner alten Macht herzustellen. Vermied seiner Seits Rudolf den Römerzug und die Kaiserkrönung, den Streit mit den Päpsten, welcher fast unaus-

bleiblich aus dem ersteren hervorging, so legte Heinrich einerseits auf die Wiedergewinnung Böhmens, das unter Wenzel II auf dem Punkte stand, sich dem Reiche zu entfremden, andererseits auf den Römerzug und die Gewinnung der Kaiserkrone das Hauptgewicht seiner Regierung. Das Erste gelang vollständig, indem das Königreich als heimgefallenes Reichslehen Heinrich's Sohne Johann zugewendet wurde. Durch Gewinnung der Kaiserkrone suchte Heinrich eine Stellung über den beiden Partheien der Guelfen und Ghibellinen zu gewinnen, die das Reich, Italien und sich selbst zerfleischten. Jeder deutsche Kaiser des XIV. Jahrhunderts musste jedoch in diesem Beginnen scheitern, da der Guelfismus als Macht concentrirt unter einem der grössten Fürsten des XIV. Jahrhunderts, K. Robert von Neapel, festgegliedert da stand, das Papstthum in Avignon auf das Innigste mit der französischen Krone zusammenhing und seine schützende Hand über Neapel ausstreckte. Unter diesen Verhältnissen war die Erneuerung des Kampfes unausbleiblich, wenn die alte Verbindung Deutschlands mit Italien wieder aufgefrischt wurde, und Papst Clemens hatte ganz Recht, wenn er diese Eventualität nach Heinrichs frühem Tode andeutete; er hatte nur Unrecht, wenn er den Anlass zu diesem früh oder spät mit Sicherheit eintretenden Zerwürfnissen Heinrich VII. unterbreitete. Er lag in den Umständen, wie sich dieselben in der 72jährigen Vacanz des Kaiserthums gebildet hatten, in welcher Zeit die Päpste die höchste geistliche und die höchste weltliche Macht bekleideten und sich mehr wie einmal mit dem Guelfismus identificirten, der Italien von Neapel aus aufzurollen strebte. Wer kann sagen, welche Scenen sich wieder erneuet hätten, welche Verwicklungen hinzugekommen wären, wenn eben nicht ein früher Tod Heinrich dem Reiche in dem Augenblicke entrissen hätte, als eine kraftvolle, einheitliche Regierung Deutschland und Italien vor Allem Noth thaten? Rechnet man noch hinzu, dass der Kaiser seinem Hause das Königreich Böhmen erwarb und dadurch dieses wichtige Land dem deutschen Reiche inniger, als es je vorher der Fall war, verband; dass er zur lombardischen Krone die römische Kaiserkrone gewann, so wird man sagen müssen, dass der Eintritt des Luxemburgischen Hauses in die Reihe der Kaiserdynastien ruhmvoll für dasselbe, gewinnbringend für das Reich erfolgt war, wenn auch die Regierung Heinrichs mit dem Baume verglichen werden muss, den in frischester, mächtiger Entfaltung plötzlich der Sturmwind zerbricht. Schlimme Zeiten kamen über das Reich nach Hein-

richs VII Tode. Er war ein Niederdeutscher, fast ein Romane gewesen. Nach dem Principe, welches die deutschen Fürsten seit Rudolf von Habsburg im Gegensatze zu der Gewohnheit früherer Zeiten aufgestellt, dass auf dem Königsthron der Vater dem Sohne nicht nachfolgen, sondern die möglichste Wahlfreiheit herrschen sollte, wandten sich die Churfürsten nicht bloß von dem luxemburgischen Geschlechte, sondern auch von dem Westen des Reiches ab und Oberdeutschland wieder zu, von wo dasselbe seine bedeutendsten Kaiserdynastien, seine grössten Fürstenhäuser empfangen. Allein hier kämpften selbst neue und alte Häuser um den Vorrang. K. Heinrich hatte das Haus Habsburg nichts weniger als glimpflich behandelt, letzteres in ihm nicht nur den glücklichen Grafen erblickt, welcher es mit Hilfe der geistlichen Fürsten vom königlichen Throne ausgeschlossen, sondern auch denjenigen, welcher die wohlbegründeten Ansprüche des Hauses Habsburg auf Böhmen vernichtet hatte. Dem Hause K. Rudolfs I stand aber nicht bloß Luxemburg, sondern auch das Haus Wittelsbach gegenüber. Die deutsche Geschichte hatte bereits ihre entscheidende Wendung genommen. Der Kampf der Fürstenmacht mit dem Königthume, älter als der Streit des Königthums mit dem Priesterthume, hatte, wie letzteres zum Siege gekommen war, das Königthum auf's Neue bedrängt. Stellten die Päpste von Avignon aus ihre Bedingungen, unter welchen sie die deutschen Könige, „die nachher zu Kaisern zu erheben waren, bestätigen, bekräftigen und ernennen“ wollten, so hatten sich die Fürsten in den Besitz der materiellen Hilfsquellen des deutschen Königthums gesetzt, liessen, wenn sie es durchsetzen konnten, nur Fürsten von geringer Macht dazu kommen, so dass das Reich „betteln ging,“ bis sich ein Armer des Königthums erbarmte, womit dem Reiche, wenn der Arme nicht ein Rudolf von Habsburg war, auch nicht gedient war. Nach dem Tode K. Heinrichs gesellte sich zu diesen inneren Uebelständen, welche die zwiespaltige Wahl zweier Enkel K. Rudolfs, Friedrich's und Ludwig's, herbeiführten, zu dem Bürgerkriege der beiden Vettern auch noch das bodenlose Treiben der avignonesischen Päpste und des französischen Hofes. P. Clemens V, welcher auf den Wunsch Königs Philipp IV über die Alpen gezogen war und Lyon zu seinem Wohnsitze gemacht hatte, suchte sich zwar zuletzt den französischen Umstrickungen zu entziehen und so weit seine persönliche Sicherheit dadurch nicht gefährdet würde, die Pläne des Königs zu vereiteln. Sein Nachfolger, Papst Johann XXII, von welchem an Avignon (auf arelatischem Reichsboden gelegen) Wohnsitz der Päpste wurde, trat schon mit

viel grösserem Ungestümm in die deutschen Verhältnisse ein, und hatte K. Philipp in den Tagen K. Heinrichs VII. sein Augenmerk auf Italien geworfen, so gedachte jetzt der Papst die ganze Stellung, welche das Reich seit Otto I zu Italien behauptet, von Grund aus zu ändern, die Verbindung Italiens mit Deutschland aufzulösen, dem deutschen Könige aber derartige Bedingungen zu stellen, dass das Reich selbst darüber in erniedrigende Abhängigkeit von Avignon gekommen wäre. So brach denn eine Periode der Trübsal über das deutsche Reich ein, welche dadurch nicht besser wurde, dass K. Ludwig seinen Gegner besiegte und dem Besiegten die Bruderhand bietend das Reich zu theilen gedachte, ja selbst das Königthum ihm abtreten wollte. Sie wurde nicht besser, als Ludwig später an der Spitze der Ghibellinen nach Rom zog, in Rom als ghibellinischer Kaiser den Papst vor sein Gericht citirte, absetzte und ihn in effigie verbrennen liess. Mit Recht kann man aber sagen, dass die Verwirrung nicht so hoch gestiegen wäre, wenn dem in seinen Entschlüssen von einem Extrem zum andern rasch eilenden König Ludwig nicht ein ebenso wankelmüthiger Böhmenkönig, der Sohn K. Heinrichs, Johann, als erster weltlicher Churfürst zur Seite gestanden wäre. Nie war ihm sein Königreich heimisch; seine Gedanken waren nach dem Wälschland gerichtet, nach Frankreich, mit dessen Königshause ihn die innigsten Bande des Blutes verknüpften, nach Italien, dessen Krone zu erwerben nicht blos zu seinen geheimen Wünschen gehörte und dessen Schlüssel von Deutschland aus, Tyrol und Kärnthen, er seinem zweitgeborenen Sohn zu verschaffen suchte, während er den erstgeborenen Carl in Frankreich erziehen liess und ihn frühe mit den einflussreichsten Personen Westeuropa's in Verbindung brachte. Als endlich die Zerwürfnisse K. Ludwigs mit den Päpsten einen so hohen Grad erreichten, dass seine Absetzung ausgesprochen und päpstlicher Seits daran als an einer vollendeten Thatsache festgehalten wurde, war auch die Stunde herangereift, in welcher das luxemburgische Haus entscheidend in die deutsche Geschichte eingreifen konnte. Die Dinge hatten sich trotz des Ausschlusses vom deutschen Königthum seit 1313 wesentlich zu Gunsten desselben verändert. Das habsburgische Haus, unter den neuen Königshäusern das bedeutendste, hatte sich auf dem deutschen Throne nicht zu behaupten vermocht, das bairische erwies sich im furchtbaren Sturme der Zeit so unfähig, dass zuletzt geradezu von Seiten der deutschen Fürsten erklärt wurde, man dürfe die Baiern nicht mehr zum Königthum gelangen lassen, sollte nicht das Reich zu Grunde gehen. Unter dieser Constellation erfolgte

die Erhebung Carls IV. auf den deutschen Thron; sein Grossvater war bereits deutscher Kaiser gewesen, eine Thatsache, deren sich damals kein anderer Fürst des deutschen Reiches, kein Habsburger, kein Wittelsbacher, keiner unter allen rühmen konnte.

Allein das zweite Emporkommen der Luxemburger war denn doch ein ganz anderes als das erste. Carl trat wohl, wie man in Avignon sagte, vacante imperio ein und seine Partei setzte nicht erst den K. Ludwig ab; er war bereits abgesetzt. Das Königthum Carls war aber nichts desto weniger zweispaltig und was noch schlimmer war, Carl verpflichtete sich durch eine Capitulation dem römischen Stuhle, welcher unter Clemens VI über das deutsche Königthum verfügte, wie nur immer ein Innocenz III. über das Kaiserthum verfügt hatte. Dies war ein schlimmer Anfang, den sein Gegner wohl benützte. Es handelte sich somit bei dem neuen Könige zuerst um Herstellung der Einheit des deutschen Königthums, die denn auch Carl dem Vierten nach dreijährigen Kämpfen gelang und zwar nicht durch jene schlechten Mittel der Vergiftung eines Gegners, der bereits seinen Frieden mit ihm gemacht hatte, welche ihm eine unkritische Geschichtschreibung zugeschrieben hat, sondern durch den Tod des einen, die Abfindung des zweiten seiner Gegner, und die friedliche Gewinnung ihrer Partei. Aus dieser Herstellung der Einheit, die aber nicht auf einer debellatio, einer Vernichtung seiner Gegner beruhte, sondern auf einer Anerkennung ihrer Rechte als Reichsfürsten gegen Anerkennung seiner Rechte als deutschen Königs, ging aber die grösste und nachhaltigste Verwickelung der Regierung Carls hervor, indem Papst Clemens VI. in der friedlichen Lösung der deutschen Wirren nicht viel weniger als einen Bruch der avignonesischen Capitulation erblickte und nun seiner Seits die Wiederherstellung des Kaiserthums verweigerte. Erst unter Papst Innocenz VI, welcher den Widerstand der Cardinäle und der Traditionen Clemens VI besiegte, fand Carls Kaiserkrönung statt, nachdem der Widerstand der Italiener von ihm ebenso gebrochen worden war wie der zu Avignon. Wenn sie aber nun unter zum Theile sehr demüthigenden Verhältnissen stattfand, so waren diese den Verpflichtungen conform, welche Carl in Avignon 1346 auf sich genommen und hatte er sich darüber nicht zu beklagen, auch nicht beklagt, sondern sie buchstäblich erfüllt. Nachdem aber einmal dieses geschehen war, that der neue Kaiser was seines Amtes war. Er erkannte, wie es einst K. Rudolf nach der Spaltung des Königthums (dem Interregnum) gethan, an, was sich im Laufe der Zeit an factischen Zuständen auf

Kosten des Königthums ergeben, suchte aber für die Zukunft einen Abschluss zu machen und einen rechtlichen Zustand an die Stelle des in steter Fluctuation begriffenen zu setzen. Wenn bis zu den letzten Tagen des deutschen Kaiserreiches an der goldenen Bulle K. Carls als an einem Grundgesetze der Nation und des Reiches festgehalten wurde; wenn unter allen Krisen des deutschen Reichs- und Staatenlebens darauf zurückgegangen wurde, so müssen doch in demselben heilsame Prinzipien niedergelegt worden sein, in deren Realisirung die Gegenwart und die spätere Zeit Hilfe und Rettung gewährte. Alle späteren Reformversuche, sie mögen gelungen oder misslungen sein, eine Steigerung des kaiserlichen oder des fürstlichen Ansehens zur Folge gehabt haben, stützten sich auf die goldene Bulle K. Carls, die dieser ein Jahr nach seiner Kaiserkrönung im Gefühle nicht bloß seiner Würde, sondern auch seiner Kaiserpflicht, in Uebereinstimmung mit den Churfürsten verkündete (1356). Carl sicherte durch die goldene Bulle das Königthum vor dem Einflusse des römischen Stuhles, indem er es zur Sache der Wahlfürsten machte und ihrem Zwispalte möglichst steuerte. Er vernichtete damit für die Zukunft, was er selbst (1346) gethan, nachdem er persönlich alle Verpflichtungen erfüllt hatte, die er auf sich zu nehmen durch seinen ehemaligen Lehrer (Papst Clemens VI) wie durch seinen Vater bewogen worden war. Ebenso ernsthaft wie er die politischen Zustände des Reiches, das sich immer mehr einer Föderativverfassung zuwandte, zu bessern bemüht war, sorgte aber auch der Kaiser Carl für die geistige Förderung der das Reich bildenden verschiedenen Nationen. Die bildende Kunst, welche, so lange die deutschen Könige sich um die Krone stritten, an den königlichen Höfen leer ausgegangen war, fand bei Carl reichliche Unterstützung und Beschäftigung. Die Wissenschaft, welche auf dem Punkte gestanden war, die theologisch-politische Controverse zur ausschliesslichen Domäne zu erhalten, erhielt durch die Begründung der Universität Prag nicht bloß eine bleibende Stätte, sondern erlangte daran einen Mittelpunkt, um welchen sich Wien, Krakau, Erfurt und Heidelberg, im Osten wie im Westen neue Stätten der Wissenschaft anschlossen. In geistlicher Beziehung gestaltete sich gleichfalls ein anderes Leben, da der Kaiser auf Ordnung und Pflichtetheil drang und das Recht, welches sich der römische Stuhl angeeignet, über die deutschen Bisthümer, welche auch das Reichsfürstenamt in sich schlossen, nach Belieben zu verfügen, so viel als möglich dadurch zu beschränken suchte, dass er diejenigen, welche er als Kaiser für tüchtig und wünschenswerth er-

achtete, dem römischen Stuhle vorschlug und so das Reichsinteresse mit dem der Kirche in Einklang zu bringen strebte. Kam bei dieser Gelegenheit auch der Uebelstand auf, dass die Bischöfe ihre Diocesen vielfach vertauschten und somit da, wo vor allem Stätigkeit Noth that, ein vielfach störender Wechsel eintrat, so war doch dadurch die Möglichkeit gegeben, einen anerkannt tüchtigen Mann aus einem kleinen Wirkungskreise zu einem ihm angemessenen grösseren zu bringen. Im Inneren des Reiches warf er die selbstsüchtigen Parteien, welche das Königthum in den Strudel ihrer Ambition zu ziehen suchten, nieder, unbekümmert darum, ob sich sein eigener Schwiegersonn, H. Rudolf IV v. Oesterreich an dieselben angeschlossen. So hoch er selbst die Freundschaft des französischen Königshauses achtete und pflog, so sehr suchte er das arelatische Königreich im Westen mit dem deutschen Reiche zu verknüpfen, wenn er auch hier den nicht zu ändernden Territorialverhältnissen namentlich in der Dauphiné Rechnung tragen musste. Wurde hier soviel wie möglich der Ausbreitung französischer Herrschaft ein Ziel gesetzt, so erfolgte der wirksamste Schlag denn doch dadurch, dass Carl unablässig daran arbeitete, den römischen Stuhl zur Rückkehr von Avignon nach Rom, zu den schmählich verlassenen Altären der Sct. Peterskirche zu bewegen. Und darin besteht, obwohl die Geschichtschreiber beinahe vollständig darüber hinweggleiten, eine der bedeutendsten, wo nicht die höchste That K. Carls. Das war eben die natürliche Folge der Wiederherstellung des Kaiserthums unter Gewährleistung der historisch errungenen Stellung des Papstthums, dass dasselbe über kurz oder lange auch einen heilsamen Einfluss auf letzteres erlangen musste; dieser war aber jetzt um so massgebender, als er und zwar nur er allein den französischen Zauber löste, in welchen die Nachfolger Bonifacius VIII und Benedicts XI, seit sie Rom verlassen, gefallen waren. Die Zeit war darüber einig, dass eine unglaubliche Masse von Uebelständen dadurch entstanden war, dass die Franzosen ein so grosses Uebergewicht in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten erlangt hatten und wäre nicht auf die Rückkehr der Päpste nach Rom rasch das noch unheilvollere Schisma erfolgt, das übrigens von den französischen Cardinälen ausging und von ihnen unterhalten wurde, die avignonesische Zeit stünde noch ungleich greller in der Geschichte da. Nachdem aber die deutsche Nation, so lange die avignonesische Periode andauerte, von jeder Theilnahme an der Leitung der Kirche ausgeschlossen war, also zu einer Zeit, in welcher diese selbst eine Fülle von weltlicher Macht in sich schloss, konnte es keine

patriotischere That, kein eines Kaisers würdigeres Werk geben, als dieses leidige Uebergewicht wälscher Cardinäle, der französischen, limosinischen provençalischen oder italienischen Partei im Cardinalscollegium zu brechen und das Papstthum nach Rom zurückzuführen, wohin es gehörte, und wo es allen christlichen Nationen, nicht einer allein angehörte. Jetzt erst konnte die Lebensfrage des Jahrhunderts, die der kirchlichen Reform mit Erfolg aufgegriffen werden, wenn nicht der lange Aufenthalt in Avignon die Cardinäle so verweichlicht und um alles Pflichtgefühl gebracht hätte, dass um der Fleischtöpfe von Avignon willen — wie es denn auch wirklich eintrat — statt der Reform das Schisma erfolgte. Allein welche Gestaltung auch diese Frage nehmen würde, das Kaiserthum hatte seine Pflicht wirklich gethan und statt in den Kampf der Hohenstaufischen und Ludwighischen Zeiten einzulenken, welcher mit dem Sturze dieser Kaiser endete, gerade durch die entgegengesetzte Richtung Erfolge erzielt, die an die glorreichen Tage Heinrichs III. erinnerten.

Allein auch nach einer andern Seite war die Regierung des zweiten Luxemburgischen Kaisers von grosser Wichtigkeit. Man kann nicht läugnen, dass sich im Laufe des XIV Jahrhunderts allmählich die politische Achse Europas veränderte. Die enge Verbindung, in welcher Italien mit dem deutschen Reiche von den Tagen der Ottonen an gestanden war, begann sich seit dem Aufkommen der Anjous im Königreiche Sicilien zu lösen. Instinctmässig möchte ich sagen, hatte sich daher K. Heinrich VII. mit dem beharrlichen Gegner dieses Hauses, Friedrich König von Trinakrien (Sicilien) aus dem aragonesischen Königshause verbunden und den Kampf mit den Neapolitanern geführt, welche ihrer Seits die Sct. Peterskirche besetzten und nicht duldeten, dass die Kaiserkrönung am gewohnten Orte vor sich gehe. K. Carl IV. hatte schon in seiner avignonesischen Capitulation die Nichtbefehdung des Königreichs Neapel stipulirt und diese Stipulation gleich den übrigen gehalten. Er konnte auch nicht verhindern, dass K. Ludwig I. von Ungarn, bereits Beherrscher eines der bedeutendsten Staaten seiner Zeit, die Rechte seines Hauses auf Neapel wiederholt geltend machte und eine Verbindung Ungarns mit Italien gründete, welche das Ansehen K. Carls um so mehr in Schatten stellte, als das Vordringen der Osmanen über Adrianopel und die Gefahr, welche von diesen militärisch organisirten Banden dem übrigen Europa drohte, das Ansehen K. Ludwigs als natürlichen Vorkämpfers des christlichen Europas, als Bannerträger der

römischen Kirche erhöhte. Im Hintergrunde des deutschen Kaisers hatte sich so eine Macht gebildet, welche durch die enge Verbindung und nachherige Vereinigung Polens mit Ungarn vom baltischen Meere bis fast zum schwarzen reichte, für K. Carl aber auch aus dem Grunde sehr gefährlich wurde, weil K. Ludwig sich theils auf die habsburgischen, theils auf die wittelsbachischen-Fürsten, Carls politische Gegner in Deutschland stützte und somit dem luxemburgischen Kaiser auf beiden Seiten der Alpen wie im ganzen Osten entgegen trat. Erst wenn man diese Lage der Dinge erwägt, wird man auch mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit das Streben Carls würdigen, die schlesischen Herzoge so enge wie möglich an die Krone Böhmens zu ketten, so dass sie als Reichsfürsten in sein Zeitalter eintraten und als böhmische Kronherzoge der nachfolgenden Zeit sich zuwandten. Er erlangte dadurch eine Stütze gegen Polen, die ihm freilich vielfach schon sein Vater bereitet hatte, die er aber selbst, glücklichen Umständen nachgehend rasch zum Ausgangspunkte neuer Erwerbungen umgestaltete. Denn nicht nur dass er die Lausitz gewann; er knüpfte auch durch eine Reihe glücklicher Unterhandlungen und Kämpfe selbst die Churmark Brandenburg an Böhmen und sein Haus, entriss sie dadurch dem polnischen und sonstigen fremden Einflusse, welchem sie ohne ihn erlegen wäre, und nahm sich nun ihrer mit so grosser Sorgfalt an, dass sein Andenken als das des Gesetzgebers und Ordners der Marken noch heutigen Tages daselbst in Segen ist. Da nun auch zahlreiche Erwerbungen von Territorien an der westlichen Gränze Böhmens wie in den verschiedensten Theilen Deutschlands hinzukamen, so bildete sich von selbst an Böhmen ein Grossstaat im Reiche heran, welcher, wenn er sich in dieser Zusammensetzung und in der Verbindung mit dem Reiche zu erhalten vermochte, bei der Ordnung im Innern, die ihm Carl verlieh, stark genug war, dem slavisch-magyarischen Grossstate in seiner nächsten Nähe ein gewaltiges Gegengewicht entgegen zu stellen. Freilich konnten diese Erwerbungen nicht stattfinden ohne empfindliche Einbusse für das Haus Ludwig des Baiern, das durch diesen Brandenburg, die Niederlande, Tirol erlangt hatte, in den Tagen Carls jenes an das Haus Luxemburg, Tirol an das Haus Habsburg verlor und sehen musste, wie die beiden letztgenannten Königshäuser sich seit 1364 durch Erbverträge aneinander anschlossen und so weit es an ihnen lag, hiedurch eine Vereinigung von Territorien ermöglichten, von welcher man freilich damals noch nicht wissen konnte, werde der Schwerpunkt dieses Reiches in Oesterreich oder in Böhmen zu liegen kommen.

Andererseits hatte Carl in den schlimmsten Zeiten des wittelsbachischen Hauses, als die Wucht des Zornes P. Clemens VI auf den Söhnen K. Ludwigs lag, die Aussöhnung derselben mit dem Papste nach Kräften betrieben und war er gerade dadurch mit seinem früheren Lehrer, seinem Gönner und Beschützer (Clemens VI.) in Zwiespalt gekommen. Churfürst Otto von Brandenburg, der Wittelsbacher, hatte auf dem Vertragswege den Besitz von Brandenburg auf Carl hinüber geleitet und wenn dieser auf seinem Rechte auch dann bestand, als die Sache den Wittelsbacher zu reuen begann, Carl mit Gewalt der Waffen sein Recht durchsetzte, so ist dieses kein genügender Grund, ihm jene schnöden Vorwürfe zu machen, welche bairische Geschichtschreiber noch immer gegen sein Andenken erheben. Dass ein Fürst klüger, umsichtiger und thatkräftiger war als ein anderer, berechtigt Niemanden sein Andenken zu tadeln. Wohl aber findet sich, dass Carl durch diese Kämpfe, welche zum Heile der Mark im Interesse Böhmens und damit indirect auch zum Gewinne des deutschen Reiches statt fanden, mehr und mehr der Sorge für allgemeine Angelegenheiten entfremdet wurde, bis endlich seine Thätigkeit beinahe ausschliesslich die Richtung nimmt, die ganze Machtstellung, welche er ererbt und die er mit so grosser Mühe geschaffen und vermittelt, auf seinen Sohn Wenzel überzutragen. Er selbst von Alter und Krankheit gebrochen, dachte an Abdankung. Die Krone bei seinem Hause zu sichern, schien ihm aber bei dem Hasse des wittelsbachischen Hauses gegen ihn und den geheimen Bewerbungen des ehemaligen Churfürsten von Brandenburg, Otto von Wittelsbach, kein Mittel sicherer und zweckdienlicher als seinen Sohn noch bei Lebzeiten zum römischen Könige zu erheben und dadurch eine Art von Erblichkeit der deutschen Krone im Luxemburgischen Hause zu erzielen. Das war aber denn doch gegen die Ordnung im Reiche, das sein freies Wahlrecht so theuer erkämpft hatte und jetzt eine luxemburgische Erbmonarchie heranwachsen sah. Der Papst wollte nichts davon wissen. Die Stimmen der Churfürsten mussten gewonnen, wo nicht geradezu erkaufte werden und das zu einer Zeit, als die wittelsbachische Entschädigung für Brandenburg noch schwer auf Carls IV. Einnahmen lastete. Giebt man auch dem Kaiser zu, dass die Ueberzeugung, der von ihm gegründete Bau stürze ein, wenn er nicht in seinem Geiste und von einem der Seinigen fortgeführt werde, in der Lage der Dinge, in der Stellung der Parteien vollständig begründet war; will man auch die Bethuerungen Carls von den trefflichen Anlagen seines Sohnes nicht als Täuschungen eines väterli-

chen Herzens ansehen, so ist doch sicher, dass das Königthum dadurch nur scheinbar an Stärke gewann. Die Unterhandlungen mit dem Papste nahmen einen demüthigenden Charakter an und Carl musste sich zuletzt zu Stipulationen herablassen, welche den Gedanken an die Erbllichkeit des Thrones sehr abschwächten; es war geradezu ein Unrecht, als der Kaiser die Reichsstädte wider ihren Willen in den Geldhandel hineinzog. Es entstanden dadurch Verwicklungen, welche mit voller Last sich in die Regierung Wenzels hineinzogen und weit entfernt, dass die Stellung des römischen Königthums dem römischen Stuhle gegenüber eine freiere geworden wäre, als sie 1344/45 war, und durch die goldene Bulle sein sollte, gewann derselbe beinahe die volle Macht wieder, welche ihm die goldene Bulle entzogen hatte. Andererseits war aber doch sehr viel dadurch gewonnen, dass der Uebergang von K. Carls Regierung zu der seines Nachfolgers nicht, wie es im deutschen Reiche fast Regel geworden war, mit Krieg und Blutvergiessen bezeichnet wurde, sondern auf ruhigem und gesetzlichem Wege, mit Zustimmung aller Churfürsten, ohne jeden Bruch der Verhältnisse erfolgte. Vergleicht man damit die Scenen, die seit 1197 beinahe regelmässig nach dem Tode eines deutschen Königs statt gefunden hatten, so kann man erst die Wohlthat ermessen, welche dem Reiche durch diese friedliche Thronübertragung zu Theil wurde. 51 Jahre lang sah Deutschland keinen Gegenkönig. Weder vor noch nach Carl IV. erlangte Böhmen eine so bedeutende, man kann sagen europäische Stellung, als das Königreich dadurch gewonnen hatte, dass Prag der Mittelpunkt des deutschen Reiches, der Sitz des Kaiserthums geworden war, so dass es Heinrich von Diessenhofen, der Zeitgenosse, mit Rom und Constantinopel verglich. Die beengende Anschauung eines Nationalreiches hatte der eines Grosstates, welcher nach allen Seiten ausgriff, namentlich aber deutsche Elemente in seinen Bund hineinzog, weichen müssen. Zugleich war das Haus Luxemburg das erste im Reiche geworden. Es hatte das Ludwig des Baiern gänzlich überflügelt; nicht blos dass letzteres unter Carl Tirol und Brandenburg verlor, es büsste auch die altbayerische Churwürde ein, besass von den zahlreichen Territorialerwerbungen K. Ludwigs nur noch die Niederlande, war aber selbst durch die ältere Linie der Rheinpfalz, welche die Churwürde nicht mehr alternierend, sondern der goldenen Bulle gemäss bleibend besass, in den Hintergrund geschoben. In ähnlicher Weise verhielt es sich auch mit dem habsburgischen Hause, welchem H. Rudolf vergeblich ein Reichserzantes zuzuwenden suchte. Es erlangte

nicht einmal eine churfürstliche Würde, war somit im Collegium der Siebener nicht vertreten, Ostdeutschland, ja ganz Oberdeutschland in demselben nur durch Böhmen allein repräsentirt; die übrigen Churfürstenthümer waren theils rheinische, theils niederdeutsche. Der gräfliche Stamm des Hauses Luxemburg war zum fürstlichen erhoben; die Secundogeniturlinie, repräsentirt durch Carls jüngsten Bruder Wenzel, hatte K. Carl mit der Herzogswürde geschmückt; Wenzel war jedoch der dritte Bruder. Der zweite, Markgraf Johann Heinrich erlangte erst dann eine Secundogeniturlinie Böhmens, als er aus dem Besitze von Tirol vertrieben worden war. Die Vereinigung des Herzogthums Luxemburg mit Böhmen wurde durch einen Erbvertrag H. Wenzels mit Kaiser Carl und K. Wenzel vorbereitet. Ebenso sollte die Markgrafschaft Mähren an Böhmen zurückfallen; vorderhand gehörte sie aber dem Stamme des Johann Heinrich, der dreifach getheilt, unter Jost, Procop, Johann Soběslav beinahe keine andere Aufgabe zu kennen schien, als Bruderfehde, innere Kämpfe und möglichste Zerrüttung des Landes.

Zu diesen verschiedenen Bestandtheilen des Luxemburgischen Erbes fügte K. Carl einen neuen, als er die Mark Brandenburg seinem zweiten Sohne Sigmund geb. 1368 verlieh, der denn auch bereits 1376 seinem Bruder Wenzel die Stimme zur Königswahl gab. Am 7. Januar 1377 aber benachrichtigte K. Carl den Rath der Stadt Görlitz, dass er seinen dritten Sohn Johannes zum Herzoge von Görlitz erhoben habe, wo ein besonderes Fürstenthum sein sollte, das bei der Krone Böhmen zu Lehen geht. Da in dieser Weise das Herzogthum Luxemburg, das Herzogthum Görlitz, das Churfürstenthum Brandenburg, die Markgrafschaft Mähren unter besonderen Fürsten aus dem luxemburgischen Hause standen, Böhmen und Schlesien, mit den Ländern in Baiern und Franken dem ältesten Sohne K. Carls, K. Wenzel untergeben waren, so befand sich der Grossstaat, welchen K. Carl begründet, bei seinem Tode 1378 bereits in schicksalvoller Zertheilung, um nicht zu sagen Auflösung. Und wenn auch durch den Tod H. Wenzels 1383, H. Johanns 1396, und der 3 mährischen Brüder (Johann Soběslav's 1394, Procop's 1405, Jost's 1411) allmählig eine Vereinigung der getrennten Ländertheile angebahnt wurde, so schien diese um keinen geringeren Preis als des Aussterbens der Luxemburger selbst einzutreten, indem auch nicht einer der vorgenannten Fürsten und ebenso wenig K. Wenzel und K. Sigmund einen Sohn hatten, das Geschlecht K. Johanns von Böhmen somit schon in der zweiten Generation sich seinem Ende zuwandte. Es

war ein Unglück, dass Carl in einem Alter von nur 62 Jahren sterbend 3 Söhne in dem Alter von 17, 10 und 8 Jahren hinterliess; es war das grösste Unglück für K. Wenzel selbst, in jenem Alter Erbe der Sorgen und Mühen seines Vaters zu sein, in welchen man des Rathes am meisten bedarf und am seltensten ihn anzunehmen willig ist. Wenzel hatte unstreitig durch die Erziehung, welche ihm Carl gegeben, viel gelernt; seiner Neigung nach war er aber ein gewaltiger Jäger und die Weidmannsnatur tritt bei dem Sohne der Anna von Schweidnitz und Jauer als das hervorragende Element hervor. Dabei von heftiger Gemüthsart besass er den Fehler, welcher im Allgemeinen so beschaffenen Naturen innewohnt, Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit, welche mit jeder solchen Charakteren leicht anklebenden Ueberstürzung immer mehr hervorzutreten pflegen, bis endlich leidenschaftlicher Zorn und gänzlicher Mangel an Selbstvertrauen und innerer Einsicht ihnen allen Halt benimmt. Brutale Wildheit tritt sodann an die Stelle einer energischen aber besonnenen That, bis die Scham über die Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft eine innere Verwirrung erzeugt und alle wahre Thatkraft lähmt. So ist Wenzel, welcher als gut geartet in die Geschichte eintrat und als möglichst schlecht beschaffen der Nachwelt überantwortet wurde, ein psychologisches Räthsel geworden, das zu lösen freilich die bisherigen Ausarbeitungen nicht hinreichen, da sie mehr Anhaltspunkte als wirkliche Lösung gewähren. Von all denjenigen Momenten, welche bei Wenzel als besonders widerspruchvoll und seltsam erscheinen und die zuerst erklärt werden müssen, solle dieser König der Deutschen nicht fort und fort als das Scheusal unserer Geschichte aufgefasst werden, muss zuerst der Hass erwähnt werden, welchen er, der Sohn Carls IV, dieses grossen Beschützers des Clerus (protector cléri) gegen den Clerus zu hegen schien. Im Allgemeinen ist auch darin nichts unnatürliches, dass die Söhne die entgegengesetzte Richtung ihrer Väter annehmen, sondern vielmehr nur das Walten eines Naturgesetzes bemerkbar, das auf die Entwicklung des einen Extrems die des andern folgen lässt. Bei Wenzel kam aber auch frühe eine bittere Erfahrung hinzu, welche nahe daran war, ihn mit einem tiefen Hasse gegen den ganzen Stand zu erfüllen. Das Schisma, welches noch bei Lebzeiten K. Carls ausgebrochen war, hatte alle bessere Ordnung der Dinge, welche von den Layenfürsten aufgerichtet worden war, in Frage gestellt, freilich diesen selbst eine Stellung dem hohen Clerus gegenüber eingeräumt, welche sie damals nur durch die Spaltung des letzteren, durch diesen clericalischen Bürger-

krieg, erlangen konnten. K. Carl hatte seine Partei genommen, indem er denjenigen Papst als rechtmässig anerkannte, den ihm die Cardinäle selbst als unter Eingebung des hl. Geistes gewählt bezeichnen. Wenzel that dasselbe, konnte aber sehr bald bemerken, dass das Schisma alte Freundschaften löste und die Verwirrung in Kreise trieb, die sich hievon möglichst frei zu erhalten suchten. Einerseits schloss sich H. Leopold von Oesterreich an den Gegenpapst an, andererseits trat der französische Hof, um dessen Freundschaft für Wenzel sich K. Carl so sehr beworben, offen als Begünstiger des Schismas auf; kein Wunder, wenn Wenzel, der die steigende Auflösung aller zu Recht bestehenden Ordnungen mit Kummer gewahrte, einen grimmigen Hass über die Selbstsucht der Cardinäle fasste und diesen sehr bald auf den gesammten Clerus, der sich nicht so benahm, wie der König wollte, übertrug. Schon unter Carl IV. war der Einfluss der Wyseshrader Pröbste, die den Fürstenrang hatten und vom Erzbischofe exemt waren, sehr hoch gestiegen; er hatte aber an der hervorragenden persönlichen Auszeichnung der neuen Erzbischöfe sein Gegengewicht gefunden. Unter Wenzel bildete sich ein Hofclerus aus, der desshalb, weil er alle königlichen Aemter bekleidete, die Geistlichen zukommen konnten, auch alle kirchlichen Würden prätendirte. Der König liebte es, selbst den Visitor des Clerus zu machen, obwohl sich ein eigener Corrector cleri vorfand und die regelmässig gehaltenen Synoden für die Disciplin Sorge trugen. Der Adel gewöhnte sich daran, nachdem ihm selbst nur mit Mühe ein äusserst schlimmer Einfluss auf den Pfarrclerus entrissen worden war, denselben einer willkürlichen Behandlung, ja selbst der äussersten persönlichen Misshandlung durch den König Preis gegeben zu sehen, während andererseits Wenzels stete Geldverlegenheiten die Klöster in eine Ueberschuldung stürzten, aus welcher sie sich wieder nur durch besondere königliche Freibriefe herausreissen konnten. Bei allem diesem und selbst im Angesichte der Unthaten, welche Wenzel an einzelnen, hervorragenden und nicht hervorragenden Mitglieder des Clerus beging, kann man nicht sagen, der König sei irreligiös gewesen, so lange man darunter eine systematische Befehdung kirchlicher Gebote und Einrichtungen, einen offenen oder versteckten Abfall vom Glauben begreift. Wiederholt spricht er in seinen Urkunden sich für Erhaltung, Wahrung und Förderung des kirchlichen Lebens aus; die Genehmigung zu Altarstiftungen und ähnlichen Foundationen bildet einen bedeutenden Theil seiner Ausfertigungen, so dass in dieser Beziehung wenig Unterschied zu seinem Vater erblickt werden kann,

dessen bis zum Aeussersten reichende Sucht Reliquien zu sammeln Wenzel übrigens nicht theilte. Mit grosser Eifersucht bewacht er seine königlichen Rechte dem Clerus gegenüber, welche grösser waren als zum Beispiel sie die bairischen Landesfürsten besaßen, bei welchen die Pfaffheit frei über ihr Vermögen verfügte. In Böhmen bedurfte eine testamentarische Verfügung zu Gunsten des Clerus königlicher Bestätigung. Wenzel selbst gewährte namentlich Grossen nicht gerne, über ihre Güter zu Gunsten der Geistlichen zu verfügen und behauptete, wenn auch nicht ohne Ausnahmen, den Grundsatz, geistliche Verhältnisse sollten an Geistliche und von geistlichen Gerichten, weltliche an Weltliche gezogen und entschieden werden. Auch die Besetzung der Cathedralkirchen war er nicht gewillt aus der Hand zu geben und bestand auf den Rechten, welche sein Vater dem römischen Stuhle gegenüber behauptet hatte, und war er seiner Natur nach eher geneigt, geringere als grössere Concessionen zu machen als sein Vater. Hätte er letzteren nur in dem Einen nachgeahmt, einen Römerzug zu unternehmen; seine ganze Regierung hätte einen andern Charakter angenommen. Der Papst, aus dessen Händen er die Kaiserkrone empfangen, hätte nothwendig das Uebergewicht über seinen Gegner erlangt und das Ende des Schisma hätte sich sodann mit Leichtigkeit voraussehen lassen. Ob aber die inneren Gründe, die dasselbe erzeugt, sich so leicht hätten heben lassen, ob es von einem höheren Standpunkte aus nicht besser war, dasselbe vollkommen ausrasen zu lassen, auf dass es nach langem Wüthen endlich in Costnitz seine Beseitigung finde, ist eine andere Frage. Als das Schisma in die zweite Generation fort dauerte und Wenzel, welcher von Jahr zu Jahr fühlen mochte, dass er immer weniger zur Repräsentation seiner hohen Würde passe, immer weniger mit dem Gedanken einer Römerfahrt sich vertraut machte, trat wohl bei ihm die Erwägung ein, die beiden Papstreihen wo möglich durch sich selbst, durch freiwillige Abdankung zu beseitigen; allein so gefährlich dieses Experiment auch war, nachdem Wenzel das deutsche Reich für die Obedienz P. Urbans VI. und dessen Nachfolger interessirt hatte; so sehr dieses auch im Widerspruche mit der Politik Carls und Wenzels selbst stand, so war doch vor Abschluss des Jahrhunderts so wie im Anfange des XV. wiederholt der Moment gekommen, in welchem sich sehr vieles für ein derartiges Auskunftsmittel sagen liess, das 6 Könige und Königreiche für sich hatte. Von Jahr zu Jahr häuften sich die schlimmen Folgen des Schisma's und glaubte man in den ersten Jahrzehenten desselben, es sei das Festhalten an der einen Reihe das Beste,

so fand später der Gedanke, um jeden Preis aus der Verwirrung der doppelten Papstreihe herauszukommen, ebenso Anklang und zwar in der Masse, als man sich überzeugte, dass eben auf dem eingeschlagenen Wege das sehnüchtlig erwünschte Ziel, Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, sich doch nicht erreichen lasse.

Das Schwanken, welches man in dieser Beziehung findet und gewöhnlich Wenzel zur Last legt, ist wohl bei ihm auch vorhanden und führte ihn zuletzt zu dem verhängnisvollen Anschlusse an das Pisanerconcil, welches das Unglück der Zeit vollendete. Allein nicht blos in ihm, in der ganzen Zeit lag dieses Schwanken und man hat nur insofern das Recht K. Wenzel dafür verantwortlich zu machen, als er durch einen Römerzug die Zeit, oder doch wenigstens Mitteleuropa in ein bestimmtes Geleise — wenigstens höchst wahrscheinlich gebracht hätte. Die Nichtausführung des so oft urkundlich in Angriff genommenen Römerzuges hatte aber noch eine andere höchst unglückliche Folge. Die Italiener gewöhnten sich aufs Neue daran, Italien als unabhängig von dem Kaiserthum anzusehen, es nach dem Massstabe ihrer Factionen einzurichten, die Reichsrechte und Besitzungen sich nach Belieben anzueignen, die Verbindung mit Deutschland Tag für Tag zu lösen, bis endlich, als Wenzel consequent Italien ferne blieb, die Florentiner es unternahmen ihr Intriguenspiel auf deutschen Boden zu verpflanzen und den König deshalb durch die Churfürsten angreifen zu lassen, weil dieser ihren grössten Gegner Galeazzo von Mailand zum Herzoge erhoben hatte. Diese Erhebung gilt bei den deutschen Geschichtschreibern als das Non plus ultra einer politischen Versündigung. Es ist aber gewiss, dass Galeazzo fest entschlossen war, wenn ihm der deutsche König nicht zum Herzoge erhob, sich den Herzogshut und vielleicht selbst die Königskrone von anderer Seite zu erholen. Es war die königliche Legitimierung einer schon vorhandenen Macht; es war der einzige Weg, um den grössten Reichsvasallen in Italien noch an das Reich gesetzlich zu ketten, ehe dieser gereizt durch Verweigerung einer Würde, welche ihm nach seiner Macht zukam, das letzte Band zerriss, das ihn mit dem Reiche verband. Und wenn der Churfürst von der Pfalz niemals diese Erhebung anerkennen und billigen wollte, so folgt daraus noch lange nicht, dass die Ansicht des Pfalzgrafen eine richtige war, sondern nur dass er eine andere hatte als der König, welcher den vorhandenen Thatsachen Rechnung trug und in diesem Stücke weiter blickte als der Churfürst von der Pfalz und dessen Collegen, welche zu ihrem Schmerze an der grossen Erhebungstaxe keinen Antheil erlangten. Wie gründlich zerfahren aber

die italienischen Angelegenheiten im Grossen und Ganzen waren, als Wenzel keinen Römerzug unternahm und dafür nun aufs Neue das Haus Anjou (Durazzo) den Gebieter zu spielen suchte, haben freilich erst Wenzels Gegner, Pfalzgraf und König Ruprecht, und nach ihm Wenzels Bruder, K. Sigismund sattsam erfahren.

So widerspruchsvoll auch die Regierung Wenzels im Ganzen zu sein scheint, so oft es vorkommt, dass der König auf bessere Unterrichtung hin einen Erlass durch einen andern ersetzt und zurücknimmt, was übrigens auch unter Carl IV. vorkommt und jedenfalls besser ist als sich in eine geträumte Unfehlbarkeit einzulullen, so ist doch unverkennbar, dass ein gewisses System in den Handlungen Wenzels bei näherer Würdigung sich sehr wohl herausstellt, und ist es eben diese nähere Würdigung, welche gerade bei Wenzel fehlt, den man gleich Carl IV. in Bausch und Bogen zu verurtheilen pflegt. So ist z. B. durchaus nicht hinreichend gewürdigt worden, was Wenzel in Betreff der königlichen Städte in Böhmen that, denen er mit wohl überlegtem und durchgeführtem System Stadtrichter gab, um sie von der Willkür des Adels zu befreien, welcher K. Carls heilsamstes Werk die majestas carolina vereitelte, wie denn der Adel in Böhmen mit einer gewissen Regelmässigkeit das revolutionaire Element repräsentirte und mit seinen Conföderationen das Königthum Wenzels fortwährend zu keiner Stätigkeit kommen liess, gleichwie er die Verfassung Carls aufhielt, die königlichen Domänen Johans von Luxemburg sich eignete, Ottokar II. auf die Schlachtbank führte. Das war freilich ein ungeheures Verbrechen, dass Wenzel auch anderen als Herren vom Adel sein Ohr lieh, wie dieses ausdrücklich in den Klagartikeln der wider ihn verschworenen Adeligen ausgesprochen ist. Als sie dann gegen das Königthum nicht mehr anstürmen konnten, wie sie bis dahin gethan hatten, warfen sie sich auf das Gebiet der Nationalität, traten gegen den Clerus an, wobei ihnen M. Procop durch sein Beispiel vorangegangen war, und ruhten nicht eher als bis Kirche und Königthum umgestürzt waren. Dann schwankte freilich die Wage zwischen den taboritischen Bauern, dem Prager Bürgerthum und dem Adel hin und her; zuletzt siegte aber der Adel doch und erhob mit Beseitigung der kronberechtigten fürstlichen Glieder einen der Seinigen — Georg von Poděbrad auf den böhmischen Königsthron. Dazu gesellte sich noch das Treiben einer böhmischen Nationalpartei, welche von der Verbindung Wenzels mit dem deutschen Reiche nichts wissen wollte und eben desshalb, wie man sicher annehmen kann, alle denkbaren Schwierigkeiten erhob, Wenzel's kräftiges Auftreten in Deutschland

und Italien zu verhindern. Diese Partei wurde endlich, in wie ferne sie im königlichen geheimen Rathe wurzelte, mit Gewalt gestürzt ohne als solche vernichtet zu werden. Wenzel selbst war aber das römische Königthum, welches einen ganzen Mann für sich erforderte, ziemlich frühe verleidet worden, während nach Janssen schon 1384 eine Partei damit im Reiche umging, einen „kuning in dutsche Lande ze han,“ die Verlegung des Schwerpunktes der Monarchie von Westen nach dem Osten behagte denjenigen nicht, welche am Rheine zu Hause sassen, ohne zu bemerken, dass die Macht Deutschlands im Oberlande wurzele und selbst das grosse sächsische Kaiserhaus sich, es mochte wollen oder nicht, allmählich zu einem oberdeutschen hatte umgestalten müssen.

Wenn aber nun in Betreff der inneren Angelegenheiten Deutschlands gesagt worden ist, Wenzel habe freilich den Landfrieden oft genug verkündigt, aber nur Schade, dass der Gesetzverkündiger ein so schlechter Gesetzvollzieher war; nur einmal war er den Landfriedensbrechern auf das Haupt gefahren und hatte er ihnen ein Paar Burgen niedergebrochen; sonst war es aber seine Gewohnheit gewesen, wenn die Landfriedensartikel fertig geschrieben waren, die Reichstände sich selbst zu überlassen und gemeinlich in Böhmen zu liegen, wie „eyn Swyn in syuem stalle,“ so ergibt sich aus den Regesten von selbst, wie oft K. Wenzel nach Deutschland zog, wie viel er gethan die Fürsten für den Landfrieden zu gewinnen und wie das Werk der Pacification Deutschlands am Widerstreben der Stände, verhältnissmässig aber am wenigsten am Könige scheiterte. Wird aber mit einem Masse wie das vorstehende gemessen, was soll man denn von dem grossen Hohenstaufen sagen, welcher 15 Jahre lang Deutschland gar nicht betrat? Dass Wenzel nach seiner Absetzung am 1. Nov. nicht mehr in das Reich kam, ist begreiflich. Allein vorher hat er nicht blos Landfrieden verkündet, sondern auch Hauptleute zu dessen Ausführung eingesetzt und die Stände angehalten die Kosten für die Landfriedensordnung und die Hauptleute desselben zu bestreiten. Leider war nur auf dem Wege der Bündnisse zu einem Landfrieden zu kommen; dieser aber ist in allen Zeiten der schwierigste und in Betreff des Erfolges der unsicherste. Wenn daher der Landfriede nicht dasjenige wurde, was er nach des Königs Absicht und im Interesse des Reiches sein sollte, so wissen wir sehr genau, dass die Churfürsten es waren, welche den 10jährigen Landfrieden auf einen fünfjährigen herabsetzten. Selbst das Spottgedicht eines Zeitgenossen über den Landfrieden vom J. 1398 wendet seine Pfeile nicht dem Könige

zu, sondern den Churfürsten. Namentlich sind es aber die ersten Jahre der Regierung, in welchen Wenzel mit jugendlichem Eifer sich den Reichsangelegenheiten widmet und die Aufgabe, zwischen den Städtebündnissen, die das Reich auflösen konnten, dem Adel und den Fürsten, welche diesen dynastischen Endzwecken dienstbar zu machen drohten, eine richtige Mitte zu gewinnen, gehörte jedenfalls zu den schwierigsten eines Königs. Daneben galt es aber auch die Angelegenheiten des luxemburgischen Hauses zu überwachen, wie insbesondere die Stellung Sigismunds als Gemahl der Erbin von Ungarn, Maria, Tochter Ludwig des Grossen zu wahren. Nicht blos nach Westen, wo wir Wenzel wiederholt in Aachen, mehrere Monate im Jahre in Nürnberg, oftmals in Frankfurt treffen; auch nach dem Osten hin war Wenzels Anwesenheit mindestens mit demselben Rechte erforderlich, mit welchem wir Ende des XII. und des XIII. Jahrhunderts unsere Kaiser in Neapel und Sicilien verweilen sehen. Nachdem die rheinischen Churfürsten, welche sich zu Trägern des Hasses der Florentiner gegen Galeazzo Visconti machten, einmal beschlossen hatten, Wenzel abzusetzen und nur nach Vorwänden suchten, ihrem Gebaren eine legale Hülle zu geben, seine Wahl aber nicht angreifen konnten, da sie dieselbe als legal anerkannt hatten, so musste, was er Gutes gethan, nicht geschehen, was er nicht gethan, ein Verbrechen sein, wobei ich mich aber wohl hüte, der böhmischen Auffassung, Wenzel sei für das, was er als König von Böhmen gethan, den deutschen Fürsten nicht verantwortlich gewesen, beizupflichten; war Wenzel als Böhmenkönig ein Schelm, so folgte deshalb nicht, dass die Deutschen sich eine Ehre daraus zu machen hätten, den Schelmen zum römischen König zu haben. Die Frage war aber jedenfalls, waren die Deutschen berechtigt, Wenzel abzusetzen oder nicht und diese muss unbedingt verneint werden. Eben so unumwunden muss gesagt werden, dass der unglückliche Zug, der sich nun einmal in Wenzels Charakter findet, von einem gefassten Beschlusse abzuspringen und zu dem entgegengesetzten überzugehen, sich mit den Städten zu verbinden und dann sie den Fürsten Preis zu geben, die Landvogtei an Schwaben erst dem Herzog Ludwig von Baiern zu übergeben, dann sie ihm abzunehmen und dem Herzog Leopold von Oesterreich zu übergeben, hierauf sie auch diesem wieder abzunehmen, erst das ganze Reich für die Obedienz Urbans VI. zu bestimmen und denen zu danken, welche in diesem Sinne arbeiteten, dann Vermittlungsplänen Gehör zu schenken und endlich sich mit abtrünnigen Cardinälen gegen die Obedienz Urbans VI. zu verbinden — nothwendig das Vertrauen auf Stätigkeit und Gleich-

mässigkeit der Politik zerstören musste. Der König verlor zuerst das Vertrauen in sich selbst und das war das Schlimmste; Niemand vertraut aber demjenigen, welcher selbst kein Vertrauen in die eigene Sache zeigt und man verzeiht viel leichter einem energischen und ungerechten Fürsten, was er Uebles thut, als einem Zaghaften seine Schwäche, seine Halbheit, das stete Umhertasten nach Auswegen, die wenn sie spät oder zu spät gefunden wurden, entweder nicht mehr gebraucht werden können, oder nicht helfen. Sollen in einem Staate Revolutionen ausbrechen, so finden diese regelmässig unter schwachen, eigensinnigen und doch wankelmüthigen Fürsten statt, die so lange mit sich und ihren Staaten Probeversuche anstellen, bis eben alle Wege durchbrochen, alle Mittel erschöpft, sie selbst mit sich und allem, worüber sie verfügen konnten, fertig geworden sind. Wenzel verstand es, seine Anhänger mürbe, sich aber ihnen entbehrlich zu machen. Ehe wir aber in Betreff der Absetzung Wenzels eine Argumentation zurückweisen, welche von Wenzel verlangt, dass er beständig nach der goldenen Bulle handle, hingegen nicht verlangt, dass man gegen ihn nach der goldenen Bulle verfare, ist es nothwendig der Ausbreitung der luxemburgischen Macht nach dem Osten sich zuzuwenden, wo der Zerfall der Herrschaft Ludwigs des Grossen einen allgemeinen Ruin hervorzubringen drohte. Nicht blos dass Polen sich von Ungarn trennte und die Prinzessin Hedwig, Mariens Schwester, gezwungen wurde dem lithauischen Fürsten Wladislaus Jagell als Polenkönig ihre Hand zu reichen, auch das Königreich Bosnien riss sich unter K. Twartko von Ungarn los. Das Schlimmste aber war, dass den Ansprüchen Mariens entgegen Carl von Durazzo aus dem Stamme des Gründers des Sicijanischen Reiches, König von Neapel, damals die Rechte des Mannstammes des Hauses Anjou gegen die weibliche Linie mit Waffen geltend machte. In der That schien es, als sollte die Verbindung Ungarns mit dem Westen gänzlich aufhören und dafür freilich in ganz umgekehrter Richtung, als sich K. Ludwig der Grosse gedacht, die Ungarns mit Neapel eintreten. Bereits war K. Carl von der mächtigen Partei der Horvathi herbeigerufen, zum Könige von Ungarn gekrönt, die Entthronung Mariens somit erfolgt, als der König in seinem Schlosse überfallen, verwundet, endlich in Wischegrad erschlagen wurde 1386. Die blutige That ward die Einleitung vieler anderen, die sich rasch nachfolgten. Erst des Ueberfalles von Diakovar, woselbst die beiden Königinnen Marie und Elisabeth auf das Empörendste misshandelt und gefangen gesetzt wurden, dann der Ermordung der Wittve K. Ludwigs in Gegenwart ihrer unglücklichen Tochter, worauf Sig-

mund zur Befreiung Mariens herbeieilend 1387 als König begrüsst, gewählt und gekrönt wurde. Dadurch war denn neun Jahre nach dem Tode K. Carls IV. und in Folge der von ihm getroffenen Massregeln der ganze ungeheure Ländercomplex von der französischen Grenze bis Serbien und dem Bulgarenreiche in den Händen des Luxemburgischen Hauses vereinigt, Deutsche, Romanen, Slaven, Magyaren gehorchten zum ersten Male in der Weltgeschichte den jugendlichen Söhnen eines und desselben deutschen Kaisers. Man musste jetzt fühlen, dass nicht mehr wie früher die Verbindung des Nordens mit dem Süden, die Vereinigung Italiens und Deutschlands, sondern die Vereinigung Mitteleuropa's mit Osteuropa die dominirende Richtung der Zeit bilde. Da Wenzel damals 26, Sigmund 19 Jahre zählte, stand die Anordnung der Zukunft in ihrer Hand; welches Gepräge sie ihrer Zeit geben wollten, das nahm diese gerne oder ungerne an. Das Einverständniss der beiden Brüder, von welchen der ältere Wenzel noch immer kinderlos dastand, sicherte ein Ineinanderleben der verschiedensten Nationen und bot bei langer Lebensdauer der Fürsten Europa ebenso einen gewaltigen Schutz gegen die von Adrianopel nach dem Westen stürmenden Osmanen wie eine neue Aera in der Entwicklung der Völker und Staaten auf der Nordseite der Alpen. Aber nur mit ausserordentlichen Anstrengungen konnte diese Verbindung einander widerstrebender Völker erhalten; konnte sie unauflösbar gemacht werden und die Gefahr einer frühen Zerreißung des nur langsam im Zusammenwachsen begriffenen häufte sich dann auch in einem so furchtbaren Grade, dass es der ganzen Zähigkeit und Elasticität, dieses Hauptzuges der Luxemburger, bedurfte, um so oft zu Boden geschmettert doch immer wieder sich aufzuraffen und den so oft misslungenen Versuch immer aufs Neue zu beginnen, stets von Vorne wieder anzufangen. Namentlich lebten in K. Sigmund die Traditionen seines grossen Vaters fort. Seine Blicke waren, während er die Moldau, die Wallachei wie Bosnien mit dem ungarischen Reiche zu vereinigen strebte, fortwährend nach dem Westen, dem Ausgangspuncte der luxemburgischen Herrschaft gerichtet; er betrieb unablässig einen Römerzug Wenzels, wohl auch fühlend, dass durch die Erneuerung eines luxemburgischen Kaiserthums auch die Gefahr, welche von dem Sohne des ermordeten König Carls Ungarn drohe, sich verziehen werde und seine eigene Macht sich dann befestige. Als Wenzel auch von der zweiten Gemahlin keine Kinder erlangte, H. Johann von Görlitz, der jüngste Bruder nur ein Töchterlein hatte, ward endlich (1393) Anstatt getroffen, das Königthum

Böhmens wie des deutschen Reiches im Falle des kinderlosen Todes K. Wenzels auf Sigmund zu leiten, der dann seinerseits bemüht war die mährischen Vettern an der Erhaltung der Gesamtmacht zu theiligen. So viel Schwankendes sich auch in dem Benehmen der luxemburgischen Brüder namentlich in Bezug auf ihr Verhältniss zu den unruhigen Vettern in Mähren, welche Sigmund zuletzt den Habsburgern zu lieb aufgibt, und durch die zahlreichen inneren Kämpfe darstellt; der eine Zug, die Kaisermacht Carls nicht mehr aufzugeben und gerade sie zum Mittelpunkte der Politik zu machen, wird, insbesondere seit K. Sigmund in Ungarn eine feste Stellung erlangte, mit lobenswerther Energie bewahrt und je mehr bei Wenzel Thatkraft und Klarheit des Willens und der Ueberzeugung schwinden um jäh aufflackernder Leidenschaftlichkeit Platz zu machen, desto mehr erscheint Sigmund als Träger dieser Richtung. In eigenthümlicher Weise gestalten sich jetzt die Geschicke beider Brüder, von denen der Eine immer mehr in die engen Kreise einer böhmischen Landespolitik hineingezogen wird, die sich in weltlicher wie in geistlicher Beziehung nach Aussen hin abzuschliessen sucht und vom kleinen Punkte aus auf einmal die Welt geistig bestimmen möchte, der Andere aber sich eine europäische Politik aneignet, von Ungarn aus auf Böhmen, auf das deutsche Reich, auf Italien, Polen, Slaven und das Osmanenreich einzuwirken strebt, endlich auch seine Zeit erlangt, die ungarische Krone mit der Kaiserkrone zu vereinigen. Der Eine geht mit seinen kleinen Zielen unter, der andere gelangt mit seinen grossen Tendenzen zuletzt doch zum Siege.

Es ist eine Sage, welcher leider die neuere Kritik entgegneten musste, dass die Zerwürfnisse in Böhmen, die zuletzt zum Umsturze des Königthums und der Kirche führten, aus dem Bestreben Wenzels hervorgegangen seien, die veräusserten Domänen wieder zu erlangen, somit die Politik wieder aufzunehmen, welche Carl IV. nach Innen eingeschlagen hatte. Dass Wenzel in Betreff der königlichen Städte in das alte und richtige Geleise eingelenkt hatte, ist sicher und unwahrscheinlich ist es daher gar nicht, dass auch dem Adel gegenüber von seiner Seite noch stärkere Versuche stattfanden, die königlichen Rechte zu betonen, als durch die freiere Stellung geschah, die der König den Städten anwies. Dem Bunde der böhmischen Landherren entgegen, welche rücksichtslos zur Verhaftung des Königes schritten, trat damals noch das deutsche Reich ein, welches gar nicht gewillt war, dem Königreiche Böhmen oder vielmehr der Fraktion, die daselbst den Herrn spielte, die freie Verfügung über

einen König zu lassen, welcher zugleich römischer König war. Es geschah damals im XIV. Jahrhunderte, wie im XIII. geschehen war, als König Otokar II. gegen den alten König seinen Vater aufgestanden war; das Reich rüstete sich zur Vertheidigung des Königthums, das in Böhmen selbst angegriffen worden war. Zugleich bot auch H. Johann von Görlitz, Carls jüngster Sohn, alles auf, seinen Bruder zu retten und das gesunkene Centrum der luxemburgischen Macht wieder aufzurichten. Es gelang für dieses Mal. Aber zu diesem ersten Schlag, welcher die luxemburgische Herrschaft in Böhmen traf, gesellte sich sehr bald im Osten ein zweiter durch Sigmunds grosse Niederlage zu Nikopolis, der die Verwüstung Sirmiens und Slavoniens durch Sultan Bajesid den Sieger nachfolgte. Als Sigmund nach langer Irrfahrt endlich in Spalatro landete, galt es Ungarn aufs Neue zu gewinnen. Da erfolgte der dritte und beinahe auch vernichtende Schlag, indem zuerst im Westen die Absetzung K. Wenzels durch die rheinischen Churfürsten und die Wahl des Pfalzgrafen bei Rhein, Ruprechts, zum römischen König stattfand, 20. August 1400, worauf im nächsten Jahre 1401 selbst ein Zug des neuen Königs nach Böhmen unternommen wurde, um Wenzel zur Abdankung zu zwingen. Wie viel zu dieser gewaltigen Katastrophe des luxemburgischen Hauses der Umstand beitrug, dass Wenzel und Sigmund sich 1399 auf das Engste verbunden hatten, Sigmund selbst von seinem Bruder zum Reichsverweser ernannt worden war, lässt sich daraus ermessen, dass wiederholt die Churfürsten in ihren Vorbereitungen zu Wenzels Absetzung sich gegen die Aufstellung eines Verwesers erklärten. Die Erhebung Galeazzo Visconti's zum Herzoge von Mailand durch K. Wenzel hatte der luxemburgischen Macht eine feste Stellung in Oberitalien verschafft; Wenzel und Sigmund den Eintritt in die Lombardie eröffnet; die Erneuerung des Erbvertrages Sigmunds und Wenzels eröffnete den deutschen Fürsten den Plan, das luxemburgische Königthum in die dritte Generation zu verlängern und dadurch diejenigen hohen Häuser, welche gleichfalls nach dem Königthume strebten, dauernd zu entfernen. In dieser Combination scheint denn vor Allem der innere Grund einer Fürstenschwörung zu liegen, welche das Schisma von dem kirchlichen Boden auf den politischen hinüber leitete und zu den kirchlichen Wehen die weltliche hinzufügte. Nichts desto weniger erhielt sich Wenzel in Böhmen, dankte er als römischer König nicht ab, war der Zug K. Ruprechts nach Böhmen dem Wesen nach ebenso unfruchtbar als sein darauf folgender Zug nach

Italien; nur das Königschisma blieb und stellte sich dem päpstlichen an die Seite.

Aber auch im Osten der luxemburgischen Herrschaft war es beinahe gleichzeitig zu einer ähnlichen Katastrophe gekommen, und war das Königthum Sigmunds nicht weniger bedroht gewesen als das Wenzels im Westen. Wie von Seiten der rheinischen Churfürsten letzterem Entgliederung des Reiches vorgeworfen worden war, klagten die Ungarn über den Verlust von Halicz, dessen sich die Königin Hedwig von Polen bemächtigte, während Sigmund mit dem Woywoden der Moldau kämpfte. Die häufigen Aufstände in Bosnien, der Moldau und der Wallachei wurden ihm nicht minder zum Vorwurfe gemacht, gleich als wenn er im Kampfe mit der starken neapolitanischen Partei dem Aufstande dieser stets nach Neuerung süchtigen Völker auf allen Punkten hätte steuern können. Und wie man deutscher Seits Wenzel seine Grausamkeiten gegen Geistliche zum Vorwurfe machte, so warfen nun die Ungarn ihrem Könige, welcher frühe die jugendliche Marie verloren hatte, seine sittlichen Ausschweifungen und seine Härte gegen die Anhänger der neapolitanischen Partei vor. Wenzel hatte sich gehütet auf die Vorladung seiner Gegner, welche seine Absetzung bereits beschlossen hatten, in Lahnstein zu erscheinen. K. Sigmund aber wurde nun in Ofen von den ungarischen Grossen (28. April 1401) trotz seines mannhaften Benehmens gefangen genommen und musste froh sein, dass ihm in der Haft zu Wischehrad und Siklos nicht das Schicksal K. Carls von Anjou zu Theil wurde.

Als aber nun der König nicht bloß das Leben nicht verlor, sondern auch die Freiheit gewann, bot er mit einer ganz ungewöhnlichen Energie Alles auf, sowohl die luxemburgische Herrschaft in Böhmen, als in Deutschland und selbst in Italien zu retten und als Bitten und Vorstellungen Wenzel zu keiner grösseren Thatkraft bewegen konnten, Sigmund sich überzeuete, die Thatenlosigkeit, seines durch so vielfachen Verrath und Abfall eingeschüchterten Bruders führe nothwendig zur Vernichtung des karoling'schen Baues, schritt er auch seiner Seits zum Aeussersten; er verhaftete Wenzel und seinen unruhigen Vetter Procop, liess beide aus Prag wegführen, ordnete aber nun selbst kinderlos mit Zustimmung von 112 geistlichen und weltlichen Grossen und den 5 Abgeordneten der Städte Pressburg und Oedenburg die ungarische Erbfolge dahin, dass das luxemburgische Erbe mit Ausschluss der mährischen Vettern an Herzog Albrecht von Oesterreich gelangen sollte. Durch diesen Schritt

von unermesslicher Tragweite schloss sich die Lücke zwischen Böhmen, Mähren und Ungarn und ward der Grund zu einer Verbindung von Ländern gelegt, welche selbst das deutsche Reich überdauern sollte und den Aufbau des österreichischen Staates, die Rettung Europa's vor den Osmanen ermöglichte.

Die Zeit der Prüfung war aber noch lange nicht vorüber. Gerade als Sigmund den westlichen Theil der luxemburgischen Herrschaft unter seine Leitung brachte, erfolgte ein neuer Einbruch der Neapolitaner um dem letzten männlichen Sprossen des Hauses Anjou, Ladislaus, die Krone von Ungarn zu verschaffen. Erbrecht und Wahlrecht standen einander drohend gegenüber, als Papst Bonifacius IX., aus jener Reihe der Päpste, welche sich der Anerkennung Carls IV. zu erfreuen hatten, von Geringschätzung gegen Wenzel erfüllt und vom Erbrechte des Königs Ladislaus überzeugt, wohl auch um diesem unruhigen Fürsten eine Laufbahn ausserhalb Italiens zu eröffnen, sich für Ladislaus als König von Ungarn erklärte und statt Wenzels den K. Ruprecht als römischen König anerkannte (1403). Dasselbe Geschlecht, dessen Erhebung auf den römischen Königsthron der Ausgangspunkt seiner europäischen Stellung, vorzugsweise das Werk eines Papstes (Clemens VI.) gewesen war, wurde jetzt von dem Papste aufgegeben und gleichsam in den tobenden Orkan des Dynastien- und Völkerkampfes hineingeschleudert. Bereits war Ladislaus in Zara gekrönt worden, als es Sigmund doch gelang, sich auf dem Throne zu erhalten, seinen Gegner zur Rückkehr nach Italien zu zwingen; dafür aber war Alles in Auflösung, was er zur Ordnung der Dinge im Westen für Anstalten getroffen, da nicht nur Wenzel seiner Haft entkam und das böhmische Königthum wieder behauptete, sondern H. Albrecht von Oesterreich, der präsumtive Erbe K. Sigmunds, dem Gifte des Markgrafen Procop erlag, Sigmund selbst nur mit äusserster Mühe sein Leben erhielt. So war denn im Anfange des XV. Jahrhunderts eine ganz unerwartete Wendung der Verhältnisse eingetreten, die Verbindung Ungarns mit Italien definitiv gelöst; das böhmische Königthum hatte sich unfähig erwiesen, das deutsche Kaiserthum in die Länge zu behaupten und statt seiner trat nun durch Sigmund Ungarn mehr und mehr als der Mittelpunkt eines neuen Staatensystems ein, auf welches der Westen eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte.

So treten denn seit dem Jahre 1404 zwei Richtungen unter den Luxemburgern hervor, von denen jede mit Consequenz verfolgt, ihr Ziel erreicht, während zugleich durch das Aussterben der Seitenli-

nien sich der bloß dynastische Theil der luxemburgischen Geschichte mehr und mehr vereinfacht. Die mährische Linie, mit welcher zuletzt Brandenburg verbunden war, reducirt sich durch den Tod Johann Sobieslaws und des unruhigen Procop auf Jost, welcher nach dem Tode des Gegenkönigs Ruprecht eine Anzahl von Wahlstimmen für sich vereinigt und neben Sigmund und Wenzel im dreigetheilten römischen Königthum für wenige Monate eine wenig ehrenhafte Stelle einnimmt. Als er 1411 starb, wurde den Hausverträgen gemäss Mähren mit Böhmen wieder vereinigt und blieb es dabei, bis es 1423 K. Sigmund (nach Wenzels Tode) dem Herzog Albrecht von Oesterreich und dessen Gemahlin Elisabeth von Ungarn so wie ihren Erben zu Lehen gab. Hingegen wurde die Aussicht, es möchte sich auch an das Stammland Luxemburg ein neuer Knoten von Territorialerwerbungen anknüpfen, unerfüllt. Als H. Wenzel, der erste Herzog von Luxemburg, Carls jüngster Bruder, 1388 starb, ward die Verbindung Luxemburgs mit Brabant, welche auf Wenzels Vermählung mit der Erbin von Brabant, Johanna beruhte, wieder gelöst. Nicht sie war Erbin von Luxemburg, sondern K. Wenzel, der aber der Fürstin gestattete, was er nicht hindern konnte, den Eukel ihrer Schwester, Anton von Burgund, zu adoptiren, dessen Mutter Margaretha, Erbin von Flandern, Artois, Burgund, Namur, Rochelle, Salines und Mecheln diese Länder ihrem Gemahle Philipp, Sohn K. Johannes von Frankreich, zugebracht hatte. Diese Neubildung im Westen, welche auf einer eigenthümlichen Combination der Länder und Dynastien beruhte, ward von den deutschen Churfürsten als eine Entgliederung des Reiches betrachtet, mit unter die Gründe der Absetzung K. Wenzels aufgenommen und gab Anlass zu der Verpflichtung K. Ruprechts in seiner Capitulation 1400, Brabant dem Reiche wieder zu verschaffen. Allein Ruprecht war es unmöglich den von den 3 Ständen Brabants anerkannten Herzog Anton zu stürzen. Kam dadurch Brabant von den Luxemburgern an die Burgunder, so übergab Wenzel als Erbe von Luxemburg dieses Herzogthum seiner Nichte, der Tochter H. Johannes von Görlitz, Elisabeth und verlobte diese sodann mit H. Anton von Brabant. Wenzel entsagte selbst allen Ansprüchen auf Brabant und Luxemburg und erkannte die Princessin als Erbin von Böhmen und der luxemburgischen Länder für den Fall an, dass K. Sigmund und M. Jost ohne Erben stürben, im J. 1409. Bis dahin hatte sich aber Vieles entschieden, das den König in ganz eigene Pfade stürzte. Seit seiner Rückkehr aus der zweiten Gefangenschaft schien in K. Wenzel mehr Eifer gekommen

zu sein. Er beschäftigte sich fort und fort mit Plänen, den verlorenen deutschen Thron wieder zu gewinnen und in der That nahm seine Partei im Reiche mehr ab als zu. Anstatt aber die Mittellosigkeit seines Gegners, welchen der unglückliche Zug nach Italien finanziell zu Grunde gerichtet hatte, zu benützen und einen kühnen Einfall in das Reich zu wagen, die Stärke seiner Partei zu messen und seine schwankenden Anhänger durch feste Haltung zu ermutigen, wollte er durch den römischen Stuhl die verlorene Stellung wieder gewinnen und als sich die Nachfolger P. Bonifacius IX. nicht bewegen fühlten, die Anerkennung Ruprechts zu widerrufen, schloss sich Wenzel an die Cardinäle an, welche von beiden Obedienzen abfielen und eine dritte Partei zu bilden unternahmen. Es war die Folge jenes Streiches in das Wasser, den P. Bonifacius gegen die luxemburgischen Brüder geführt hatte, der ihre Vernichtung bewerkstelligen sollte und seine eigene Obedienz zerstörte. Wenzel bemerkte freilich nicht, welchen Consequenzen er selbst erlag, als er sich mit dem Treiben eines der heillossten Menschen jener Tage identificirte, des Cardinals Balthasar de Cossa, welcher die Seele des doppelten Abfalles war, erst den Alexander V. als dritten Papst vorschob, endlich nach dessen frühem Tode selbst Papst wurde, um nach wenigen Jahren durch die einträchtige Stimme aller ehrlichen und tüchtigen Männer der Christenheit abgesetzt zu werden. Jetzt freilich erlangte Wenzel, was er wollte, die Anerkennung durch einen Papst, dessen Rechtmässigkeit aber erst erwiesen werden musste und durch ein Concil, das gleichfalls sich erst als solches zu legitimiren hatte, nichts desto weniger aber über die deutsche Königskrone und zwar zu Gunsten dessen verfügte, welcher sich schon früher bereit erklärt hatte, es als rechtmässig unter dieser Voraussetzung anzuerkennen. So gestalteten sich die Dinge 30 Jahre nach K. Carls Tode, der so unendlich viel gethan, weltliche und kirchliche Angelegenheiten in ein sicheres Geleise zu bringen, dass zur zweiten Papstreihe, die Carl nicht hatte verhindern können, eine dritte hinzukam, welche ihren Bestand wesentlich dem Bestreben Wenzels dankte, die verlorene Stellung, die aus sich selbst zu gewinnen er moralisch zu schwach war, auf diesem Wege wieder zu erhalten. Indem er aber nun auch Böhmen zwang, den neuen Papst anzuerkennen, bereitete er dem unwürdigsten unter allen Geistlichen jener Tage, Johann XXIII. selbst den Weg und während sein Vater fort und fort daran gearbeitet hatte, die Reform der Kirche auch auf die Päpste und Bischöfe auszudehnen, dadurch eine Reform von Innem heraus zu ermöglichen,

that sein Sohn, was er konnte, diese Richtung unmöglich zu machen. Anstatt aber zu gewahren, dass nothwendiger Weise er dadurch den kirchlich revolutionären Elementen eine Berechtigung gestatte, welche ihnen von Innen und ihrem Eigenen nach nicht zukam, entfesselte er die Verwirrung im Innern, indem er im Widerspruche mit sich selbst die Papstreihe, deren Legitimität er und sein Vater verfochten, als illegitim erklärte und dabei selbst doch nur die Anerkennung eines Johann's XXIII. erlangte, dessen Treiben dann wieder der kirchlich revolutionären Partei eine Waffe gegen das Papstthum gab, nachdem sie zuerst von dem Wechsel der Papstreihe den möglichsten Vortheil für sich selbst gezogen. Der unglückliche Fürst, von falschen Rathgebern umgarnt, gewährte nicht, dass das schlimmste Mittel, dessen sich ein König bedienen kann, darin besteht, in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Der augenblickliche Vortheil war gering und der bleibende Nachtheil, welcher darin bestand, die Vertretung der Reformprinzipien der revolutionären Partei überlassen und gleichsam selbstverständlich zugewiesen zu haben, trat von nun an mit jedem Tage stärker hervor. Wenzel selbst, der auch, wenn er mit Papst und Cardinälen im Frieden war, ohne einen clericalischen Hausstreit nicht leben konnte, hatte bald wieder mit Erzbischof Zbinko recht tüchtige Dissidien, welche eine viel grössere Tragweite nahmen, als alle früheren, da der König durch die Verbindung der kirchlich revolutionären Partei mit der nationalen schon 1409 dahin gebracht war, durch die berühmte Entscheidung über die 3 Stimmen an der prager Universität der sächsischen, bairischen und polnischen Nation ihre Rechte zu entziehen und diese der böhmischen zuzuwenden. Die Folge davon war, dass die deutschen Magister und Studenten 1409 zu Tausenden von Prag wegzogen und die Universität K. Carls ihren bisherigen Charakter einer Weltuniversität verlor, nicht bloß eine öechische wurde, sondern auch immer mehr der kirchlich revolutionären Partei zur Beute wurde. Das war nun freilich nicht Wenzels Absicht; aber die eben so schlaun als gewalthätigen Leute hatten ihn so umstrickt, dass er im vollsten Rechte zu sein glaubte, als er die Universität ruinirte und denjenigen zur Leitung übergab, welche ihn nun zum Danke in seinen Zwigigkeiten mit dem Erzbischofe unterstützten, der sich selbst nur zögernd an die neue Papstreihe angeschlossen hatte. Erzbischof Zbinko durch den geheimen Rath Wenzels in die Enge getrieben und zu Erklärungen vermocht, welche ihm offenbar Gewissensscrupel bereiteten, sah zuletzt keinen andern Ausweg, als es so zu machen, wie

schon Ende des XIV. Jahrhunderts Erzbischof Johann von Jenstein gethan. Anstatt aber sich an den römischen Stuhl zu wenden, wo jetzt noch weniger Hilfe zu holen war als in den Tagen des doch nur zweifach getheilten Papstthums, begab er sich zu K. Sigmund nach Ungarn, wo er in Pressburg angelangt starb. Jetzt konnte die kirchlich revolutionäre Partei triumphiren; sie hatte einen vollständigen Sieg erreicht, welcher nur dadurch etwas getrübt wurde, dass Wenzel durchaus nicht gestatten wollte, dass auch nur der geringste Makel der Häresie auf sein Königreich und ihn selbst falle. Man musste daher soviel als möglich hierauf Rücksicht nehmen und die Partei agirte hiebei mit so viel Schlaueit, dass es ihr gelang, den Schein der Unfriedfertigkeit und somit die Quelle der sich über Böhmen verbreitenden nachtheiligen Gerüchte nicht auf diejenigen fallen zu lassen, welche unablässig an der Zerstörung der kirchlichen Ordnung arbeiteten und deren Führer Johannes Hus bereits auf die Anklage des böhmischen Clerus der kirchlichen Censur erlegen war; durch eine Intrigue ohne Gleichen wurden gerade die eifrigsten Vertheidiger einer kirchlichen Reform, die aber aus dem Schoosse der Kirche selbst hervorgehen sollte, als die Stifter der inneren Zerwürfnisse bezeichnet und auf Befehl des Königs aus Böhmen verbannt. Es war wirklich unabsehbar, wohin es mit dem Königreiche noch kommen sollte, das unter K. Carl der Hort aller kirchlichen und staatlichen Ordnung geworden war, jetzt aber mit vollen Segeln einer Revolution zusteuerte, die nothwendiger Weise das Königthum zuletzt auch ergreifen musste, bereits das nationale Gebiet in Aufregung gebracht hatte und täglich mehr einen socialen Charakter annahm, bis endlich K. Sigmund, welcher von den Söhnen K. Carl am meisten von dem universalen Character seines Vaters geerbt hatte, Zeit gewann, sich den böhmischen Angelegenheiten zuzuwenden.

Er hatte unterdessen in Ungarn das Städtewesen gefördert, welches wie überall in den östlichen Ländern das deutsche Element vertrat, und sich dem Ausbreiten jener Sekten entgegengestellt, die unter den bosnischen Slaven seit Langem Wurzeln geschlagen und wesentlich beigetragen hatten, die Zerklüftung des slavischen Wesens noch stärker zu machen. Es handelte sich damals um Organisation der südslavischen Völker, auf welchen bereits der Druck der osmanischen Eroberung zu lasten begonnen hatte. Während Sigmund von dem K. Ladislaus mit einer neapolitanischen Invasion bedroht wurde, war der siegreiche Einbruch der Mongolen unter Tamerlan erfolgt und hatten

die Osmanen gegen sie die Schlacht von Ankyra verloren 1402. Ihre Macht in Europa war gebrochen, wenn sich Moldauer, Wallachen, Bulgaren, Serben, Byzantiner und Ungarn gegen sie vereinigten. Allein der unselige Zwiespalt dieser Völker, ihr gegenseitiger Hass, welcher schon den Byzantinern als das charakteristische Merkmal der Slavenvölker erschienen war, liess auch jetzt kein richtiges Verständniss aufkommen. K. Sigmund erachtete es jedoch als seine Aufgabe, Ungarn zum Stützpunkte der Getrennten zu machen. Seine Kriege im Jahre 1406 und 1407 führten die Unterwerfung Bosniens herbei; später unterwarf Stefan Lazarević Serbien ungarischer Oberhoheit; es gelang selbst den von den Osmanen vertriebenen Woywoden der Wallachei Daniel durch ungarische Hülfe wieder einzusetzen. Die Dinge waren im besten Gange, als der traurige Bürgerkrieg unter den Westslaven, die hussitischen Unruhen, die Thätigkeit Sigmunds lähmten und nur im Osten Siebenbürgen den Wall bildete, an welchem die osmanische Macht Widerstand fand. Wäre nicht Sigmund durch das Vordringen der Venetianer nach Dalmatien, seit K. Ladislaus der Republik Zara verkauft hatte und durch den Ausbruch der böhmischen Revolution an jedem nachdruckvollen Auftreten gehindert worden, es wäre damals noch möglich gewesen, der Zersplitterung der Kräfte, welche unter K. Ludwig stattgefunden, zu begegnen und das Wehrsystem, welches Sigmund zur Vertheidigung Ungarns errichtete, zum dauernden Schutze der Südslaven in Anwendung zu bringen. Freilich als ein Theil der Bosnier selbst, vom patarenischen Sectenhass ergriffen, sich auf die Seite der Osmanen schlug, die Serben der byzantinischen Kirche zugethan nur vorübergehend und unwillig sich an Ungarn anschlossen, war eine Organisirung dieser Völker zur Behauptung ihrer Freiheit unmöglich. Sigmund's Pläne umfassten bereits die Küsten des azowischen Meeres, die Ufer des Euphrates, um die Osmanen mittels der Mongolen im Rücken zu haben; was half dieses alles, als jetzt die Slaven im Westen den Umsturz aller Grundlagen der europäischen Ordnung versuchten, und Mitteleuropa seine Kräfte im böhmischen Kampfe zersplitterte, bald nachher die tschechischen Freischaaren nach Ungarn zogen, die Bosnier jeden Augenblick bereit waren, sich mit den Feinden Ungarns zu verbinden, endlich die Nachwehen der Hussitenstürme Böhmens in Siebenbürgen den Bauernaufstand des J. 1437 veranlassten?

Wenn aber die slavische Nation durch ihre Getheiltheit unter verschiedene Staaten und Staatensysteme so wie durch ihre religiöse Zerklüftung, die weiter ging als bei irgend einem andern Volke des

Mittelalters das Bild fortschreitender Auflösung darbot, so war die deutsche, obwohl politisch gespaltene bereits auf dem Höhepunkte ihrer Wirren angelangt, als derselbe Churfürst, welcher am meisten zur Entthronung Wenzels beigetragen, Johann von Mainz, sich diesem wieder näherte, andererseits ein Theil der Churfürsten Jobst von Mähren ein dritter den König von Ungarn zum König wählte. Man hatte in Deutschland doch so viel Einblick in die Verhältnisse, um einzusehen, dass man bei demselben Königshause bleiben müsse, und nicht, wie man es 10 Jahre früher gethan, in einem Wechsel, nicht blos der Personen, sondern auch der Dynastie Heil suchen könne. Zum Glücke für alle Theile starb K. Jobst, der grosse Lügner, wie man ihn nannte, ehe es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung unter den Gewählten gekommen war und nun verständigten sich die beiden Brüder Wenzel und Sigmund dahin, dass ersterer auf die Regierung des römischen Reichs keinen Anspruch machte, hingegen den 1376 erworbenen Titel behielt. Die Wahl aller Churfürsten vereinigte sich endlich auf Sigmund, der nun, der erste König Ungarns römischer König, Nachfolger der Ottonen wurde, zwei von einander durch Sprache, Geschichte und Politik streng gesonderte Reiche mit einander verband, von seinem Bruder als Erbe anerkannt wurde und somit erkoren war, den böhmischen Grossstaat mit der Monarchie Ludwigs des Grossen und allmählich auch mit dem Reiche K. Carls zu vereinigen.

Der Stern K. Wenzels neigte sich seinem Untergange zu, um unter Sturm und Wetter in Jammer und Elend zu vergehen. Aus dem gut gearteten Knaben, der zu frühe den Vater und die in Staatsgeschäften ergrauten Rätthe verloren, zu frühe eine Doppelherrschaft übernommen, viel früher König als Herr seiner selbst geworden war, war ein mit sich selbst zerfallener Fürst geworden, der das Unglück hatte, durch die Mittel, zu welchen er griff, immer das Entgegengesetzte von dem zu erzielen, was er eigentlich wollte und während er sein ganzes Leben hindurch nach der grössten Unabhängigkeit und der freiesten Bethätigung seines Willens strebte, damit zu enden, dass er ganz und gar dem Willen Anderer verfiel. Tritt in der ersten Periode seines Lebens (um 1378) die Weidmannslust als hervorragender Zug seines Wesens hervor, ohne dass sich an diesen Hang, welchen die Fürsten mit den Niedrigsten theilen, gröbere Ausschweifungen angeschlossen hätten; zeigt sich in der zweiten Periode bis zum Egerer Landfrieden ein vielfältiges und bisher nicht genug geachtetes Eingreifen in die

Reichsverhältnisse, wie dieses einem tüchtigen Könige zukam, so macht sich in der dritten Periode seines Lebens vom Egerer Landfrieden bis zu seiner Absetzung 1400 von dem Augenblicke an, als er sich von der Seite der Städte mehr und mehr auf die der Fürsten geschlagen, ein Schwanken von einem Extreme zum andern bemerkbar. Er wirft sich den Unadeligen in die Arme und verfällt als Gefangener dem Herrenbunde; er sehnt sich nach dem Jubileumsablasse und foltert dazu wie zur Vorfeier die Prager Canonici; er will Reform der Kirche und setzt, wo er kann, die Geistlichen dem Hohne des Pöbels aus; ist Ursache, dass der Erzbischof sich nicht mehr in Prag halten kann, und der Papst ruhig zusieht, wie ihn die Churfürsten entsetzen, welche der Meinung sind, hiezu von dem Papst autorisirt vorzugehen. Er duldet den Sturz der böhmischen Partei in seinem Rathe, entfaltet dann aber doch wieder keine Energie, welche allein den rheinischen Churfürsten hätte imponiren können, und verliert, während er das Spiel mit dem Prager Erzbischofe gewinnt, das mit dem Mainzer, welches ihm die deutsche Krone kostete. In der vierten Periode von 1400 bis 1411 tritt seine Haltungslosigkeit völlig hervor. Mit Mühe erhält er sich auf dem böhmischen Throne; der eigene Bruder weiss für die Rettung der luxemburgischen Hausmacht kein besseres Mittel als ihn gefangen hinwegzuführen und als er wieder frei wird, wirft er sich der böhmisch-nationalen Partei in die Arme, zerstört ihr zu Liebe die grossartige Schöpfung seines Vaters, will um jeden Preis die Einheit der Kirche und eröffnet durch seine Massregeln der Spaltung und dem Abfalle Thür und Thor, fügt endlich, als er durch die Hinterpforte das römische Königthum wieder zu erlangen sucht, das dreigespaltene Papstthum zu dem bisherigen Schisma und während er mit Klagen über die Verworfenheit der Cardinäle, welche von Urban VI. abgefallen waren, seine königliche Laufbahn eröffnet, unterstützt er diejenigen mit seinem Ansehen, welche von dem Nachfolger Urbans und dessen Gegner abgefallen waren. Ihm dankt die Welt vor Allem einen Johann XXIII., mit dessen Erhebung Wenzel die eigene Thätigkeit als römischer König schliesst, zufrieden als es sich um eine Neuwahl handelte, den Wolf des deutschen Reiches, den Erzbischof Johann von Mainz, der 1400 am meisten seine Absetzung betrieben, 1410 auf seiner Seite zu haben. Er trat damit in die letzte Periode seiner Regierung und seines Lebens, um beide zu endigen mit dem Bankrotte des Königthums, in dem Reiche wie in Böhmen, der Zer-

störung der katholischen Kirche, dem Aufreihre der Bauern, dem nationalen Schisma, einer kirchlichen und socialen Revolution.

In höchst eigenthümlicher und seltsamer Weise erfüllten sich die Geschehisse. Wollte K. Sigmund als römischer König anerkannt werden, so musste er selbst P. Johann XXIII. als Papst anerkennen; dieser aber befand sich jetzt im Kampfe mit jenem K. Ladislaus von Neapel, welcher vergeblich die ungarische Krone seines Hauses von dem Luxemburger Sigmund auf sein Haupt zu bringen hoffte. Dadurch schürzte sich der Knoten, welcher die Entscheidung des Jahrhunderts in sich schloss. Der Papst im Gedränge mit K. Ladislaus willigte nicht blos ein, ein allgemeines Concil zu halten, sondern auch dass dieses auf deutschem Boden — in Costnitz zusammenkomme, daselbst die grosse Frage der Zeit, die Reform in Haupt und Gliedern unter Zustimmung der Vertreter der gesammten Christenheit in Ordnung zu bringen. Sigmund hatte somit eine unendlich schwierige Aufgabe vor sich und zwar nach der weltlichen Seite nicht minder als nach der geistlichen. Nicht nur dass das königliche Einkommen auf ein Minimum reducirt war; der Versuch einen Fürsten aus einem Hause zu wählen, das nicht eine bedeutende Macht besass und den König ohne Reich zu ernähren vermochte, war mit K. Ruprecht misslungen. Man konnte von Seiten der Churfürsten, wie es 1400 geschah, decretiren, es solle ein König aus den Häusern Baiern, Sachsen, Meissen, Hessen, Hohenzollern oder Württemberg gewählt werden; nach den Erfahrungen mit K. Ruprecht, dessen Hausmacht die Last des Königthums nicht mehr ertrug, waren die Churfürsten von selbst zum Hause Luxemburg zurückgekehrt, dieses aber im Mannstamme erlöschend, hatte keine andere Zukunft vor sich, als sich durch jene Erbverträge zu verjüngen, welche K. Carl IV. im Jahre 1364 abgeschlossen hatte. Schon 1409 hatten K. Sigmund und H. Albrecht von Oesterreich die Erbeinigung erneut, welche nach dem Tode K. Jost's und bei Wenzels Kinderlosigkeit erst ihre volle Bedeutung gewann. Mit der Erlangung der römischen Königskrone durch Sigmund war daher die Herüberleitung der grossen luxemburgischen Erbschaft auf das Haus Habsburg d. h. auf Sigmunds künftigen Schwiegersohn eine Thatsache, deren Tragweite zwar erst zehn Jahre später im vollen Masse hervortrat, auf welche aber das deutsche Königthum von selbst angewiesen war. Man darf nicht vergessen, nachdem durch das Haus Luxemburg das Haus Habsburg so lange Zeit vom deutschen Throne ausgeschlossen war, lag eine gewisse Gerechtigkeit darin, dass der letzte Sprössling unseres vierten Kaiserhauses dem

fünften den Weg dazu bahnte, wie das Luxemburgische zweimal dem Bairischen, einmal durch freie Wahl, das anderemal auf dem Wege der fürstlichen Opposition, und zwar beiden Zweigen des wittelsbachischen Hauses die Möglichkeit gewährt hatte, zur königlichen Würde zu gelangen, die beide Male denselben aber nicht zum Heile gedient hatten.

Aber auch ein anderes deutsches Haus erlangte und zwar nicht erst durch den letzten Luxemburger eine Stellung von so grosser Bedeutung, dass in diesen Tagen sich die Anfänge eines Dualismus zeigen, welcher seitdem die deutsche Geschichte beherrschte. Ein Burggraf von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern hatte, wenn gleich in noch untergeordneter Stellung an der Wahl Rudolfs von Habsburg, nachher an der Besiegung des Böhmenkönigs Otokar hervorragenden Antheil genommen. Das hohenzollersche Haus stand auf derselben politischen Seite wie das luxemburgische, als dieses sich von dem habsburgischen weg Ludwig dem Baiern zuwandte. Es machte unter glücklichen Verhältnissen seinen Frieden mit K. Carl IV., welcher der wahre Schöpfer der Grösse der Burggrafen von Nürnberg wurde, dieselben in den Reichsfürstenstand erhob und durch Bande des Blutes dem eigenen Hause auf das Innigste befreundete, fort und fort ihr Ansehen hob, ihre Rechte und Güter vermehrte. Dasselbe that Wenzel, welcher bei seiner Absetzung den einen der Burggrafen auf seiner Seite, den andern auf Seite seines Gegners K. Ruprechts erblickte. Burggraf Friedrich verliess dann auch seinen Schwager K. Ruprecht, um in K. Sigmunds Dienste zu treten, als dessen Bevollmächtigter er in Frankfurt erschien, die brandenburgische Churstimme für Sigmund abzugeben und im Vereine mit seinem Neffen, dem Sohne K. Ruprechts und dem fast geisteskranken Churfürsten von Trier die Wahl Sigmunds durchzusetzen. Als Sigmund nach Jobst's Tode einstimmig als König anerkannt wurde, selbst aber vom venetianischen Kriege hinweg in die Angelegenheiten des Constanzerconcils verwickelt, alle Kraft aufbot, dem Schisma durch Abwendigmachung der Könige, durch Ueberredung des noch renitirenden Papstes Benedict ein so sehnlich gewünschtes Ende zu bereiten, trat die Mark Brandenburg mehr und mehr in den Hintergrund. Sigmund selbst konnte sie nicht verwalten, sein Bruder fühlte sich für die Regierung zu schwach. Da übergab er sie dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher dadurch sein Geschlecht zum churfürstlichen erhoben sah, ehe das Haus Habsburg durch Erlangung der Krone Böhmens zu gleicher Würde sich erschwang. Da aber die fränkischen Fürstenthümer (Markgrafschaften) ob und nieder dem Gebirge

(Culmbach und Ansbach) bei dem Hause blieben, wurzelte dasselbe zugleich am Main wie an der Oder und der Spree. Sechs Jahre nach der Belehnung des Churfürsten Friedrich erfolgte die Belehnung H. Albrechts mit Mähren, einer andern Markgrafschaft des Reiches und das Jahr vorher 1422 Albrechts Vermählung mit der Tochter und Erbin K. Sigmunds, so dass die luxemburgische Territorialmacht sich nach 2 Seiten hin ergoss, die kleinere Hälfte dem Hause Hohenzollern, die grössere dem Hause Habsburg zukam. Zog sich auch die Entscheidung über das luxemburgische Erbe zu Gunsten des letzteren noch bis in das Jahr nach Sigmunds Tode hinaus, die Thatsache dass, seitdem das habsburgische wie das hohenzollerische Haus wenn auch jedes auf anderen Wegen emporstiegen, bleibt unbestritten. Wurden in dieser Art die Anordnungen Sigmunds der Grund zu den merkwürdigsten und blendendsten Territorialverhältnissen, zu einem dynastischen Dualismus, welcher um so schneller die übrigen Fürstenhäuser in den Hintergrund schob, als das chursächsische Haus noch vor dem luxemburgischen ausstarb, das wittelsbachsche aber sich wie das welfische fort und fort durch Theilungen schwächte, so ward der König auch nach andern Seiten hin der Ausgangspunkt selbst noch tiefer greifender Veränderungen, die nicht blos Deutschland und die östlichen Nachbarländer, sondern die gesammte christliche Welt betrafen. Es handelte sich bei dem Concil von Constanz zunächst um drei Dinge, Tilgung des Schismas, Beseitigung der inneren Wirren in der Kirche und Durchführung einer von allen Seiten gewünschten, und nur in Betreff der Mittel verschieden aufgefassten Reform der Kirche. Die ungemeyne Theilnahme, welche die Ausschreibung des Concils auf deutschem Boden fand, nachdem das Pisaner und römische Concil auf welscher Erde die Dinge eher schlimmer als besser gemacht hatten, bewies den allgemeinen Wunsch, koste es was es wolle, dem Elende der Zeit zu entfliehen. Es bezeichnete aber auch den Höhepunkt der Wirren, das von Böhmen aus, wo einst K. Carl die Reformbewegung eröffnet hatte und der Anfang zu einer Besserung der Dinge erfolgt war, der Sturm losbrach, welcher sich mit dem Namen einer Reformbewegung schmückte und in der That die grösste Revolution jener Tage in sich schloss. Von Anfang an hatten die Slaven eine separate Stellung in der Kirche einzunehmen gesucht und einen Vorzug für ihre Sprache verlangt, welcher nur den Weltsprachen, der lateinischen, griechischen und hebräischen mit ihren weltbeherrschenden Literaturen zukam. Frühe hatten sie sich mit dem Schisma verknüpft und zwar ebenso mit dem Bogumils wie mit dem byzantini-

schen, während Germanen und Romanen die eigentlichen Vorfechter der katholischen Kirche wurden, das Kaiserthum aufrichteten und die mittelalterlichen Königreiche meist aus der Verbindung verschiedener Nationen begründeten — Gedanken, die den Slaven ferne lagen. In dem Augenblicke als es in der Oekonomie der Weltgeschichte auch die Slaven traf, unter den übrigen Völkern zu zeigen, welche Rolle sie zu spielen im Stande waren, ging gerade von den Böhmen, die sich am weitesten unter die deutschen Völker hineingeschoben, das Bestreben aus, sich national abzuschliessen, mitten im Völkergedränge sich zu isoliren und dann sich einen Beruf beizulegen, welcher nicht sowohl einem als der Gesamtheit aller Völker zukam. Sie waren allmählich dahin gekommen, ihr eigenes Bethlehem, ihr Jerusalem, ihr Emaus, ihr Nazareth zu haben und, als es so weit gekommen war, bedurfte es in der That nur mehr Eines Schrittes, sich für das auserwählte Volk Gottes anzusehen und zu verlangen, dass sich alle übrigen nach ihnen richten sollten, die mit Beseitigung der gesammten historischen Entwicklung des Christenthums die primitiven Zeiten der Kirche, das Urchristenthum, wie eben sie dasselbe anfassten, durch den Umsturz der Gegenwart wieder aufrichten wollten. Das war ihre Auction, wie das Kaiserthum und die Aufrichtung einer centraleuropäischen Macht die der Deutschen gewesen war. Seit Langem waren diese Zustände im Kommen begriffen; sie waren nicht von heute oder gestern, bedurften aber einer so schwachen und schwankenden Regierung, wie die K. Wenzels war, um Wurzeln zu schlagen und gross zu werden. Das grosse clericalische Gepränge, die glanzvolle Aeusserlichkeit, auf welche der hohe protector cleri einen so grossen Werth gelegt, erzeugten einen Rückschlag, welcher sich in grösserer Innerlichkeit bei den Layen kund that, die zum häufigen Empfange der Sacramente eilten, bis endlich daraus sich mehr und mehr eine eigenthümliche Anschauung von der Gleichheit der Priester und Layen bildete. Die damals sich verbreitende Kenntniss der wycleffischen Schriften bildete sodann den zweiten Ausgangspunkt der Bewegung, indem dieselben den rechtlichen Bestand der kirchlichen Satzungen und Anstalten bezweifelten und geradezu das Fundament des im Laufe der Zeit Entstandenen untergruben. Das Erwachen des nationalen Antagonismus, welcher unter Wenzel immer mehr hervortrat, gab dann der böhmischen Nation eine feindliche Stellung nach Aussen und vereitelte die Möglichkeit einer Verständigung, die etwa auf dem kirchlichen und wissenschaftlichen Gebiete noch denkbar, bei den ungemessenen Ansprüchen der Nationalität

rein unmöglich war, indem, wo alle Nationen sich einem gemeinsamen Höheren unterworfen hatten, die čechische für sich einen Ausnahmestand verlangte, um in ihrer eigenen Mitte das zweifelhafte Experiment eines kirchlichen Urzustandes zu machen. Rationalistische Elemente gesellten sich dann eben so dazu wie waldensische, bis endlich der ganze Antagonismus im Kelche seinen Ausdruck fand, indem nämlich die böhmische Nation etwas erlangen wollte, worauf die anderen Völker Verzicht geleistet hatten, sie einen Vorzug vor allen übrigen geniessen sollte, der, als er ihr nach Strömen vergossenen Blutes gewährt wurde, denen, die ihn erlangten, weder zum Troste und Heile, noch überhaupt zur Befriedigung diente und nur bewerkstelligte, dass sich aus dem Schosse des Utraquismus eine neue Secte abschälte, welche diesem ebenso feindlich gegenüber stand, als er selbst in Feindschaft mit der katholischen Kirche lebte, die er einerseits stets läugnete und der er doch immer angehören wollte.

Hatten die Bestrebungen der Besten jener Tage seit 1378 nicht hingereicht, dem päpstlichen Schisma ein Ende zu machen, so war es jetzt Sigmund vorbehalten, beiden Gestaltungen, dem Schisma nach Oben, der kirchlichen Revolution von Unten entgegenzutreten und die Art, wie er es that, der Erfolg, welcher seine Bemühungen begleitete, bestimmten dann den geschichtlichen Lohn, der seiner harrte. Leider schloss sich der eine Abgrund nur, um den andern zu öffnen. Dazu kam noch als drittes die Nothwendigkeit, die Reform auch auf das politische Gebiet hinüberzulenken, indem bei der halb geistlichen halb weltlichen Gestalt des deutschen Reiches eine kirchliche Reform ohne eine entsprechende weltliche nicht denkbar war, und endlich dem Streite der Reichsstände, der Fürsten wider die Städte, anknüpfend an das, was Wenzel im Anfange seiner Regierung versucht, durch geeignete Gesetze ein Ende bereitet, das Reich in seinen republicanischen Ordnungen reorganisirt werden musste. Was bisher als das Schwerste gegolten, die Hebung des Papstschisma's, zeigte sich, als einmal das grosse kirchliche Parlament beisammen war, der Entschluss die Kirche zu einigen feststand, als das minder schwierige. Der letzte Papst von der Reihenfolge P. Urbans VI., Gregor XII. dankte unter diesen Verhältnissen freiwillig ab und löste damit die Verpflichtung, welche er bei seiner Wahl übernommen; der Pisaner Papst Johann XXIII, welcher zu spät gewahrte, dass seine Stellung einem nicht bloß scheinbaren Concil gegenüber unhaltbar sei, und doch nicht den sittlichen Müth hatte, der gemeinsamen Sache ein dankenswerthes Opfer zu bringen, suchte sich durch den Anhang des Herzog

Friedrich von Oesterreich zu stützen, zog aber nur sich und diesen in das Verderben. Er wurde abgesetzt, dasselbe geschah mit dem widerstrebenden Benedict XIII. und endlich konnte so zu einer Neuwahl geschritten werden, welche jeden Schein von Unrechtmässigkeit beseitigte und der tief gespaltenen Christenheit nach 39jährigem Hader ein rechtes geistliches Oberhaupt gewährte. Dadurch war und nicht ohne-grosse Zuthat von Seiten des römischen Königes, welcher sich als Vogt nicht bloß des römischen Stuhles sondern der gesammten Christenheit bewährte, die eine von den grossen Aufgaben des Concils erfüllt, freilich erst im dritten Jahre seines Bestandes. Die übrigen erwiesen sich als mindestens eben so schwierig wo nicht noch schwieriger. Gleichzeitig mit der Herstellung der Einheit des Papstthums, welche stattfand als die Einheit des römischen Königthums gewonnen war, wurde auch die Herstellung der Einheit in Glaube und Disciplin in Angriff genommen und die Beseitigung der revolutionären Bewegung unter dem niederen Clerus versucht. Der König hatte deshalb dem Haupte der kirchlichen Opposition in Böhmen, dem Mag. Johannes Hus einen Geleitsbrief zu dem Concil gewährt, der Papst aber in Abwesenheit Sigmunds dem seit Jahren gebannten und in trotziger Opposition verharrenden Priester die Processirung auf freiem Fusse versagt und das Concil, als P. Johann sein Heil in heimlicher Flucht gesucht, demselben seine Freiheit nicht gegeben, wohl aber schon den früher (in Rom) begonnenen Process in Form Rechtens fortgesetzt und zu Ende gebracht, die Verwendung K. Sigmunds um den Geleitsbrief zu respectiren zurückgewiesen. Als Magister Hus das verlangte öffentliche Gehör ertheilt, mehr als 200 Zeugen aus Prag vernommen worden waren und er selbst durch deren Aussage überwiesen, auch die mildeste Form einer Unterwerfung und Aussöhnung trotzig verwarf, wurde mit ihm nach jener Weise verfahren, welche das alte Kaiserrecht seit den Tagen der Hohenstaufen festgestellt hatte; er erlitt, vergeblich bis zum letzten Augenblicke bestürmt, seiner eigenen Rettung beflissen zu sein, den Feuertod. Später geschah dasselbe mit seinem Freunde M. Hieronymus von Prag, welcher zuerst das Verfahren des Concils wider Hus als rechtmässig anerkannt, dann sich gegen dasselbe mit dem ihm eigenen Ungestümm erhoben hatte. Hiemit war denn wohl die revolutionäre Bewegung in ihren bisherigen Häuptern getroffen; sie organisirte sich aber rasch unter neuen, nahm jetzt den Utraquismus an und da die nun an der Spitze der Bewegung stehenden Führer sich wohl hüteten, nach Constanz zu kommen, selbst aber vor Wenzel, den sie

beherrschten, sicher waren, wurde nur durch das eifrige Verwenden Sigmunds ein weiteres Vorgehen gegen Wenzel in Böhmen selbst hinausgeschoben, während in Sigmund der Gedanke reifte, dem Aufstande des Clerus wider seine Obern, in welchen allmählich die niederen Ordnungen hineingezogen wurden, und der sich zum Bauernaufstande der Taboriten neigte, mit äusserster Strenge und Anwendung von rücksichtslosen Gewaltmitteln zu begegnen. Das Concil, dem der Erzbischof Conrad von Vechta, der König, seine Räte, Clerus und Volk mehr und mehr sich entzogen, sah seine Macht nicht hinreichend, die zweite Aufgabe zu lösen, die Reform nach den untern Schichten zu tragen; die eingeleiteten Unterhandlungen führten zu keinem Ziele und bald konnte man sich überzeugen, dass die Aufständigen eben so wenig gewillt waren, dem Könige zu folgen, wenn er nicht mit ihnen ging, als dem Concil, welches Gehorsam unter seinen Decreten verlangte.

Zeigten sich so die Folgen der Schwäche des Königthums in Böhmen in den letzten Tagen Wenzels ebenso augenscheinlich, als die der nationalen Ueberschätzung, so zeigten sich die natürlichen Folgen des langen Schismas in Bezug auf die Reformation der Kirche nicht minder als die der Ohnmacht des römischen Königthums. Die Fürsten hatten die Gewalt an sich gebracht und gebrauchten das Geleitsrecht, Mauten und Zölle so, dass Handel und Wandel immer mehr verfielen. K. Sigmund klagte selbst, dass das Reich nichts mehr habe als die Städte, die fortwährend von den Fürstendienern bekriegt und beschädigt wurden; das übrige besässen die Fürsten, die immer mehr um sich griffen. Die natürliche Politik des Königs gebot, sich auf das republikanische Element im Reiche zu stützen, auf die Reichsstädte, die Reichsritter, die geistlichen Territorien, in wie ferne in diesen nicht die fürstliche Politik dominirte. Sigmund wollte selbst das Haupt der Städteeinigung werden und Leib und Gut dabei stellen; ebenso sollten die geistlichen Fürsten für sich, ihre Nachfolger und Capitel eine Vereinigung bilden; die weltlichen Fürsten dadurch isolirt, hätten einen Bund für sich gebildet; man bedurfte dann nur noch der Organisation der Reichsritter, und die Umbildung des deutschen Reiches in 4 grosse Bündnisse, die sich die Wagschale hielten und unter dem Könige vereinigt waren, war vollendet. Die Eifersucht der Fürsten, die geringe politische Einsicht der Städte, der Ausbruch erst des Krieges mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich, dann der Hussitensturm vereitelten diese Pläne, von welchen nur das Streben nach Reform des Reiches blieb, welches den vor-

herrschenden Charakter der deutschen Politik im XV. Jahrhunderte bildet und hundertfach beseitigt immer wieder von Neuem hervortritt, bis es endlich Befriedigung findet.

In ähnlicher Weise ging es auch mit der Reform der Kirche selbst. Das dreifache Schisma hatte die Nothwendigkeit einer kräftigen einheitlichen Leitung ebenso gezeigt als andererseits auch eine Schranke gegen Ausschreitung der päpstlichen Macht durch periodische Wiederkehr von Concilien wünschenswerth gemacht. Die Rechte der einzelnen Nationen waren schärfer ausgesprochen worden; die Unumschränktheit der avignonesischen Periode liess sich ebenso wenig mehr halten, als die Fürsten Lust zeigten, die grossen und nichts weniger als im wahren Interesse der Kirche gelegenen Concessionen aus den Händen zu lassen, welche ihnen in der Periode des Schisma's gemacht worden waren. Es musste auch hier die Frage einer Reform der Zukunft überantwortet werden, um sie, sei es auf dem Wege der Concordate, sei es durch das Ansehen der Päpste oder der Concilien zu lösen. So stand denn das Reich auf dem Punkte, über seine Freiheit seine Machtstellung Preis zu geben, die es in früheren Zeiten nach Innen und Aussen siegreich behauptet hatte, während in Bezug auf die Kirche die in der Einheit liegende Macht siegreich sich geltend machte, das Papstthum zuletzt aus der Periode heillosen Verwirrung mit neuem Glanze hervorging. Hier hatte das Princip der Einheit und Einigung nach Oben gesiegt; im Reiche war die Bundesverfassung an die Stelle der alten Monarchie getreten, aber auch nicht als ein Organismus, wie Sigmund wollte, sondern eher in chaotischer Weise und nur soviel war gewiss, dass von allen Seiten das Königthum für alle Vorgänge im Reiche verantwortlich gemacht wurde, während alle Parteien und Ordnungen in demselben nur darin eins waren, das Königthum so wenig wie möglich zu irgend einer Macht und organisatorischen Kraft kommen zu lassen, wohl aber dasselbe für alle zu hebenden und nicht zu hebenden Uebelstände verantwortlich zu machen. Unter diesen Verhältnissen schloss das Concil seine Sitzungen, nicht lange darauf K. Wenzel sein Leben 1419 und stand K. Sigmund nun auch der Aufgabe gegenüber, die schon in den letzten Tagen seines Bruders losgebroschene Revolution niederzuwerfen und einem neuen kirchlichen Schisma, dem von Unten nach Oben zu begegnen, das Tag für Tag aus der slavischen Nationalität neue Nahrung zog.

Die unglücklichen Hussitenkriege erfolgten. Es handelte sich hiebei um Erhaltung der Successionsrechte Sigmunds, um Unterwer-

fung Böhmens, um Vertilgung der Häresie und zwar im Blute der aufgestandenen Geistlichen als der eigentlichen Rädelsführer, nöthigenfalls selbst um eine Theilung Böhmens in verschiedene Grafschaften und Herzogthümer, um Niederschmetterung des Aufstandes, der mit jedem misslungenen Zuge um so kühner sein Haupt erhob. Dieser Endzweck, mit welchem Sigmund in den Kampf zog, wurde nur zum geringsten Theile erreicht. Der erste Zug, den Sigmund an der Spitze eines grossen ritterlichen Heeres unternahm, führte zwar nicht zu der Eroberung von Prag, ohne dessen Gewinn sich die Eroberung Böhmens nicht denken liess, wohl aber zur Krönung Sigmunds am 28. Juli 1420 in dem Dome zu St. Veit. Wenn dann auch der Entsatz des Wysechrades misslang und zwar mit dem Verluste der Blüthe des böhmischen und mährischen Adels (1. Nov. 1420), so hat sich weder damals noch später der Aufstand über das ganze Königreich Böhmen geschweige über die Nebenländer siegreich verbreitet, im Gegentheile wesentlich zur Entfremdung Schlesiens, der Lausitz und Mährens beigetragen. Als sich dann Sigmund auch vor Kuttenberg zurückgetrieben von dem Kampfe zurückzog und ihn den deutschen Fürsten überliess, zeigte sich die offene Wunde des Reiches in der mangelhaften Militärverfassung wie in der schlechten Führung bei Saaz, Tachau und Taus. Diesen grossen militärischen Erfolgen der Böhmen, welche sie der Einheit ihrer Führung und deren Operationen, der Einrichtung ihrer Wagenburgen und der Tüchtigkeit ihrer durch die Revolution und den Volkskrieg gehobenen Heerführer verdankten, stand aber ein schreckliches Gegenbild zur Seite. Nicht blos dass alle gesetzliche Ordnung aufhörte, nach dem Beispiele des Clerus die niederen Ordnungen sich gegen die höheren, die Bürger gegen den Adel sich kehrten, die Bauern nun ihr Tabor bauten und mit rasender Wuth sich die entfesselte Menge gegen dasjenige kehrte, was bis dahin für hoch und heilig galt: es war als hätte K. Carl umsonst gelebt. Die Hussiten hatten mit dem Fenstersturz der katholischen Rathsherrn der Neustadt den Anfang gemacht und den Rand ihres Kelches, welcher das Nationalsymbol wurde, mit dem Blute der Einheimischen befleckt; die Zerstörung der Kirchen und Klöster, der Bilder und Kunstwerke, der Bibliotheken folgte nach; wer dem alten Glauben treu blieb, ward ein Opfer der Flammen und ausgesuchten Qualen und was das Reichsheer K. Sigmunds vom Standpunkte einer kirchlichen Execution in blutiger Weise begonnen, vollendeten ihrer Seits die wilden Banden, die sich als Rächer des Hus und des Hieronymus fühlten und den Beruf zu haben schienen, das

neue Urchristenthum auf einer allgemeinen Brandstätte aufzurichten. Wenn der auswärtige Krieg rastete, begann der Bürgerkrieg von dem Edelmann Žizka und abgefallenen Priestern genährt. Verhinderten die Siege über K. Sigmund und die uneinigen deutschen Fürsten die Theilung Böhmens durch fremde, so erfolgte sie in Wirklichkeit durch die neuen Bündnisse, der Prager mit den benachbarten Städten und einem Theile des Adels, der Taboriten mit ihren Städten, der sogenannten Waisen nach Žizkas Tode, endlich des Adels, in wie fern er sich nicht an jene Bünde angeschlossen hatte, und der katholischen Partei, die ihre Hauptstütze an Pilsen hatte. Es ist ein vergebliches Unterfangen, in dieser Schreckensperiode der Selbstzerfleischung, des politischen, religiösen und socialen Sectenwesens und steigender Begriffsverwirrung, die in dem Evangelium nur ein Rüstzeug für die widersprechendsten Meinungen erblickte, im blutigen Bürgerkriege und der Heraufbeschwörung aller barbarischen Zustände einen Fortschritt des Geistes, eine ruhmvolle Periode des nationalen Lebens erblicken zu wollen; der tiefste geistige und sittliche Verfall hat mit nationaler Erhebung nur so viel gemein als der heitere Tag mit einer gräulichen Winternacht, die ihn in der natürlichen Ordnung der Dinge ablöst. Selbst als die Hussiten herausbrachen und die Nachbarländer überschwemmten, schlossen sich hieran nicht etwa Gebietserweiterungen, dauernde Eroberungen an; diese Kämpfe erhoben sich nicht über den Rang revolutionärer Raubzüge, welche dem böhmischen Namen den Mackel einer Wildheit aufdrückten, die eben so Schauer wie bleibenden Hass erregte.

Die hussitische Bewegung war zunächst dahin gerichtet, an die Stelle des in Böhmen seit Jahrhunderten begründeten und von den Königen so sehr begünstigten nationalen Dualismus eine nationale Einheit zu schaffen und dem Lande, das vor 900 Jahren noch eine ausschliessend deutsche Bevölkerung gehabt, zum deutschen Reiche gehörte und im Laufe der letzten Jahrhunderte das Einströmen von Deutschen fortwährend erfahren, gegen den ganzen Lauf seiner Geschichte eine ausschliesslich slavische Tendenz zu geben.

Sie war zweitens gegen die katholische Kirche gerichtet und beabsichtigte an die Stelle einer vierzehnhundertjährigen Entwicklung einen Urzustand, ein erst künstlich zu schaffendes Urchristenthum ohne historische Wurzeln zu setzen. Sein Träger aber sollte dasjenige Volk sein, dessen Führer mit besonderem Stolze darauf hingewiesen hatten, wie es unerhört sei, dass ein wahrer Böhme ein Häretiker (im mittelalterlichen Sinne des Wortes) sei und das jetzt mit der

ganzen kirchlichen Welt im Kriege begriffen war, dadurch sich selbst des Einflusses auf diese beraubt hatte. Sie umfasste somit die beiden wichtigsten Pole des menschlichen Lebens, Nationalität und Religion, brach aber nach diesen beiden Seiten hin mit der Vergangenheit, verfiel eben desshalb der rein revolutionären Stimmung, zerstörte den vorhandenen Bau und erschütterte den Grund dessen, was sie aufzubauen bemüht war, wirkte eben deshalb nur negativ, ohne etwas bleibendes zu schaffen.

Sie war gegen das Königthum gerichtet, dessen Macht sie brach, dessen Einkünfte sie verschlang, so dass Mitte des XV. Jahrhunderts die deutschen Fürsten angebotene Krone verschmäht wurde, weil die damit verbundenen Ausgaben zu den Einkünften in keinem Verhältnisse standen. Sie bewaffnete den Bauer gegen den Adel, diesen gegen den König, entfesselte das republicanische Element, das in den Gewerbtreibenden lag, wie das aristocratische, welches schon unter K. Carl sich keiner Verfassung beugen wollte und eben weil es zu keiner Verfassung gekommen war, mit der Revolution sich verband. Sie zerstörte somit eben so den öffentlichen Rechtszustand, wie sie den Besitzstand umwarf und wie eine neue Gütervertheilung wirkte. Sie warf endlich das Volk selbst in die Barbarei zurück, machte es, wie Chelčický sagt, viehisch in seinen Sitten statt es zu veredeln und während es im Drange nach ungemeiner Befriedigung seines Glaubenseifers sich kopfüber in die Revolution gestürzt hatte kam es aus derselben in seinem Glauben gebrochen, liebeleer und gewöhnt, geistige Fragen nach Mehrzahl der Stimmen und der Anweisung von Führern zu lösen, die ihre Hände im Blute Andersgläubiger gebadet.

Gleich das erste, was die hussitische Bewegung wollte, die Beseitigung des bisherigen Dualismus und die Herstellung einer inneren Einheit, misslang in dem Grade, dass, wo früher Einheit war, nun der schlimmste Dualismus auf dem religiösen Gebiete eintrat, der nationale Dualismus nicht vollständig beseitigt wurde, wohl aber den politischen (1471) zur Seite sah und eine Revolution vorbereitet wurde, die vom XV. in das XVI. Jahrhundert (1547), vom XVI. sich in das XVII. (1618) fortzog und nicht eher ruhte, als nachdem Böhmen alle Wehen des 30jährigen Krieges, Anfang, Mitte und Ende bestanden hatte.

Als endlich die böhmischen Barone sich ermannten und mit der Schlacht von Lipan die im Lager und Krieg aufgewachsenen Horden zu Paaren trieben, brach die Revolution nach 15jährigem

Bestände in sich selbst zusammen und konnte nun eine Restauration eingeleitet werden, die aber wie natürlich auch dem Adel eine herrschende Stellung verlieh. Bereits hatte das Basler Concil das Constanzer abgelöst und die Frage der Reform wieder aufgenommen, sich zu Unterhandlungen mit den Böhmen bereit erklärt und damit auf jene Anschauung Verzicht geleistet, welche von der Meinung ausging, dass geistige Gegensätze durch materielle Mittel bekämpft werden müssten. Sigmund selbst, unter dem bisherigen Kampfe alt geworden, dachte an Frieden und Aussöhnung. Er hatte an den Unterhandlungen zu Eger 1431 lebhaften Antheil genommen, war aber mit der Ueberzeugung geschieden, dass das Verlangen der Böhmen bis in das lächerliche übertrieben noch immer keinen Anhaltspunkt zu einer Einigung gewähre. Er hatte sich sodann nach Italien gewendet, wo seit Carls IV. letztem Aufenthalte die Dinge sich für das Reich unglaublich ungünstig gestaltet hatten, und erst die lombardische Krone durch die Verbindung seines Hauses mit dem der Visconti erlangt, ohne damals die Kaiserkrone erlangen zu können, 25. März 1431. Erst 2 Jahre später, am 31. Mai 1433 vereinigte er mit den übrigen Kronen, die er trug, auch die des Kaiserthums, welche ihm P. Eugen IV., 78 Jahre nach der Krönung seines Vaters Carls IV. auf das Haupt setzte. Und da es sich bei dem Kaiserthum in der That seit Langem nur mehr um Glanz und Würde handelte, war K. Sigmund, der 62 Jahre alt die Krone aus den Händen eines Papstes empfing, in dessen Erhebung die gesammte Christenheit die Hoffnung besserer Zeiten gewahrte, während sein Vater den höchsten irdischen Schmuck nur aus den Händen eines päpstlichen Legaten entgegennahm, glücklicher als dieser. Hatte Carl erst als Kaiser die Zurückführung der Päpste von Avignon nach Rom vollendet, so musste vom Sigmund gesagt werden, seine grösste Thätigkeit falle in die vorkaiserliche Periode seines bewegten Lebens; wenige Kaiser hatten so viel für die Kirche gethan was er als römischer König. Während aber die Florentiner, des Urahn's, Kaiser Heinrichs VII. erbitterteste Gegner, dessen Enkel K. Carl IV. friedlich nach Rom geleiteten, fand K. Sigmund an der Republik, die 1406 die Reichsstadt Pisa gewonnen, keine geringere Feindin, als sie sich in den Tagen Wenzels gezeigt hatte. Die Gedanken Sigmunds hatten einen höheren Flug genommen, als dies in Böhmen der Fall war, wo die religiös nationale Controverse den Samen erstickte, welchen die Zeit Carls so reichlich ausgespendet hatte. Für seine Ungaru aber muss es eine eigene Genugthuung gewesen sein, als sie Sigmund dieselben

Pfade führten, die einst zur Behauptung einer europäischen Macht K. Ludwig eingeschlagen hatte, die sie aber nun zogen, um ihrem Könige zur Kaiserkrone zu verhelfen und dann mit ihm nach Neapel zu ziehen, wo bereits das anjouvinische Haus im Manustamme erloschen war. Sigmunds Sorge wandte sich nun dem Basler Concil zu wie früher dem Constanzer und hatte er früher dem unrechtmässigen Johann XXIII. widerstanden, so stellte er sich dem rechtmässigen Papste entgegen, als dieser das Concil von Basel nach Italien verlegen wollte. Sein Gedanke war, jetzt die grossen Erfahrungen seines Lebens fruchtbar zu machen und, nachdem die Gewalt der Waffen nicht hingereicht hatte, Böhmen zu befriedigen. dieses Ziel durch Anschluss an den Adel, der die demokratische Bewegung hasste, und auf dem Wege von Concessionen zu erreichen, das Königthum wieder aufzurichten und mittelst desselben auch die katholische Kirche, welche sich wie durch ein Wunder erhalten, in Böhmen neu zu begründen. Es war unter den damaligen Verhältnissen ein Sieg zu nennen, als nicht sowohl den Böhmen, sondern nur den Utraquisten in Böhmen durch die Basler Compactaten der Kelch bewilligt, mit diesem aber durchaus jener Zwang nicht verbunden war, den die Utraquisten ursprünglich verlangten und auch nachher zu üben suchten, endlich die Nothwendigkeit der vollsten Uebereinstimmung mit der übrigen Kirche des Abendlandes als Bedingung sine qua non für den Gebrauch des Kelches ausgesprochen wurde. Nach masslosen Mühen und Anstrengungen, Kämpfen und Blutvergiessen erfolgte endlich die friedliche Anerkennung Sigmunds als König von Böhmen (1436), die Publication der Compactaten, der Vertrag Böhmens mit dem Könige in Betreff der Gränzen der Restauration. Je näher das Ende des Kaisers rückte, desto günstiger gestalteten sich mit einem Male die Verhältnisse. Sechzehn Jahre, nachdem er auf dem Hradschin die Krönung empfangen, erfolgte am 23. August 1436 sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt des Landes, die ihm damals ihre Thore verschlossen hatte. Auch mit den Taboriten fand ein Vertrag statt; andererseits wurde aber an dem Grundsatz festgehalten, die Periode der Revolution als die des Unrechtes zu behandeln und auf Rückgabe des unrechtmässig angeeigneten Gutes zu dringen, und mit der Zerstörung der hussitischen Zwingburgen das Werk der Restauration begonnen. Der eigenthümliche Verein von Elasticität und nachhaltiger Kraft, die immer wieder auf dasselbe Ziel zurücklenkte, hatte denn doch zuletzt den Sieg davon getragen. Die Monarchie Carls IV. war, soweit sie nicht freiwillig aufgegeben war,

unter dem Kaiserkönig vereinigt, das kaiserliche Asehen in Italien einem Meteor gleich nochmal zur Leuchte gekommen, Ungarn mit dem deutschen Reiche wie mit Böhmen durch des Kaisers Person verbunden, und wenn auf dem kirchlichen Boden zwischen Papst und Concil aufs Neue Zwistigkeiten entstanden waren, so mochten diese das Mass der zu schaffenden Reform, das Rechtsverhältniss des Papstes zum Concil betreffen, nicht aber mehr die Frage, ob eine Reform statt finden solle, am wenigsten aber betrafen sie das Kaiserthum selbst. Dem Andrang der Osmanen stand am Ende seiner Tage ein ungeheures Reich im Westen entgegen, welches diesen Kampf aufnehmen und die Civilisation Europa's vor diesen grässlichen Barbaren, denen alle edleren menschlichen Eigenschaften zu fehlen schienen und die den Menschen zum Thiere herabwürdigten, zu vertheigen im Stande war. Es handelte sich, das Tagewerk zu vollenden, nur noch darum, den Verein von Ländern und Kronen, den Glück und Geschick begründet, auch für den Fall des Todes zusammen zu fassen. Deshalb erfolgte denn auch der Auszug Sigmunds aus Prag nach Znaim 11. Nov. 1437, den Intriguen der eigenen Gemahlin Barbara von Cilly gegen H. Albrecht von Oesterreich, ihren Schwiegersohn, ein Ende zu machen und die Wahl des letzteren als König von Ungarn und Böhmen zu betreiben. Es war eine Grabesreise, ähnlich derjenigen, welche einst Rudolf von Habsburg von Germersheim nach Speyer unternommen. In Znaim angekommen, pflog der Kaiser noch die nothwendigen Unterhandlungen mit den ungarischen, böhmischen und mährischen Grossen; dann erwartete Sigmund im vollen Ornate den Tod, der am 9. Dezember 1437 ihn betraf und, dem Hause der luxemburgischen Kaiser ein Ende bereitend, ihr Erbe dem Hause Habsburg zuwandte.

Mit ihm endigte der Mannsstamm der Luxemburger, die dem Reiche 3 Kaiser und 2 römische Könige, Böhmen 4 Könige, Luxemburg Herzoge, Brandenburg Churfürsten, Mähren Markgrafen gegeben, die ungarische Krone erworben, mehr als einmal auf dem Punkte standen, auch die polnische zu gewinnen. Dem rastlosen Bestreben der Luxemburger, die verschiedensten Staaten, Länder und Völker unter ihrem Scepter zu vereinigen, gelang es, die geschichtliche Achse in Mitteleuropa zu verrücken und während bis dahin der Zug der Geschichte von Norden nach dem Süden ging, die Vereinigung östlicher und westlicher Reiche durchzusetzen. Sie begründeten ein böhmisch-deutsches und dann ein ungarisch-deutsches Kaiserthum, eine Vereinigung von Ländern, die früher nie unter einem Scepter ver-

bunden gewesen waren. Was die früheren Könige Böhmens und Ungarns wiederholt vergeblich erstrebt, die Vereinigung deutscher, böhmischer, magyarischer Länder bahnten sie wirksam an; noch eine oder zwei Generationen in dem Sinne Carls und Sigmunds fortgewirkt und es bildete sich ein Ineinanderleben der geschichtlich getrennten, national verschiedensten Völker, ein Staatencomplex in Mitteleuropa, wie der Westen nichts ähnliches aufzuweisen hatte. Es waren keine grossen Regenten, diese Luxemburger, aber sie waren (etwa mit Ausnahme Wenzels, von welchem man nicht weiss, ob Gift oder Leidenschaft ihn zu Unthaten trieb), bewegliche, elastische Naturen, durch keinen Schlag des Schicksales gebeugt, stets bereit, wenn das Eine nicht gelang, das Andere zu beginnen und, wenn es ging, den hundertfach verlorenen Faden wieder aufzunehmen. So waren sie wohl geeignet, auf ihre Zeit vielfältig einzuwirken, anzuregen, ihre Keime zur Entwicklung zu bringen und eine Thätigkeit zu entfalten, welche man in allen Theilen Europa's bemerken konnte; weniger jedoch, die besseren Elemente nachhaltig zu sammeln, fest bei einander zu behalten und zu concentrischer Wirksamkeit zu bringen, obwohl, was in einer sittlich und politisch so sehr verkömmerten Zeit wirklich bedeutendes geschah, entweder ihr Werk war oder doch mit ihnen in Verbindung stand. Sie waren durchaus kein ideenloses Geschlecht, sondern griffen auf allen Punkten in die verschiedensten Regungen der Zeit nachdrücklich ein. Die Wiederherstellung des Kaiserthums so weit es noch möglich war, selbst in seinen Beziehungen zu Mailand und Arles war Carls Werk, und bereits 65 Jahre alt begab sich K. Sigmund noch nach Rom, das Werk seiner Tage mit Erlangung der Kaiserkrone zu vollenden. Die Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom, wie die Versammlung der ausgezeichnetsten Männer in Constanz und Basel, die Tilgung des Schisma war ebenso ihr Werk als der Verfall aller Dinge im kirchlichen wie im öffentlichen Leben, der lange Bestand des Schisma's, die Unterbrechung aller Reform, der Umschlag derselben in die Revolutionsperiode das Werk, oder doch die Folge der Regierung K. Wenzels war. Steht die Regierung Carls zwischen der Ludwigs IV. und Wenzels als der eigentliche Höhepunkt des deutschen Lebens im XIV. Jahrhundert da, so bildet die Sigmunds auf die Revolutionsperiode seines Bruders die Restaurationsepoche, die politische, religiöse und sittliche Grundlage des XV. Jahrhunderts. Dann ging das Geschlecht unter, um demjenigen Platz zu machen, welches Heinrich VII. aus Böhmen verdrängt hatte, das im Streite der Königshäuser beinahe

aus seiner deutschen Stellung hinausgeschoben und zur Anlehnung an Ungarn genöthigt worden war, jetzt sich als einzig berechtigter Erbe der Luxemburger, der Anjou's, der Přemysliden, der Babenberger erhob, den Habsburgern.

### Naturwiss. math. Section am 26. Nov. 1866.

Anwesend die Herren Mitglieder: Kosteletzky, Hasner, Weitenweber, Amerling, Nowak, Durège und Zoubek; als Gäste die Herren Stolba und Veselý.

Das ausserordentliche Mitglied, Hr. Amerling, zeigte fünf Stück 30 Pfund schwerer pyrochemisch ininteressanter Schmelz- und Krystallisirungsproducte aus dem Brande der am 6. Mai d. J. in Lodenic gänzlich vernichteten Spinnfabrik vor. Die 5 Stücke fanden sich in einem Keller, dessen Gewölbe durchbrochen worden, und kamen durch die Güte des Herrn Cifka, Besitzers des Hotels „zum schwarzen Ross“ in Prag, in die Hände des Demonstrators. Es war meistens geschmolzener Zink, dann Bronz, Eisendrähte und vom Adjuncten der Chemie Hr. Stolba als sehr interessant gefundene Krystallisationen nebst sehr wohl erhaltenen Holz- und Kohlenabdrücken.

Der zweite Gegenstand des Vortrages war die Entdeckung der graphischen Congruenz der logarith. Spirale oder Schnecke also auch der Ohrschnecke mit dem Pythagor. Abax, indem, wenn der vom Vortragenden seit Jahren versuchte und endlich zusammengestellte Abax (Tabellarische Ubersicht der physikalischen Weltgesetze, besonders der acustischen und photologischen Gesetze) in seinen geometrischen und arithmetischen Progressionen graphisch d. h. geometrisch zu Papiere verzeichnet wird, derselbe eine Spirale liefert, welche zum Unterschiede von allen andern Spiralen z. B. der gemeinen Archimedischen, der Fermatischen, hyperbolischen etc. von Descartes und Jakob Bernoulli die logarithmische Spirale genannt wird. Sie wurde auch wegen ihrer äusserst merkwürdigen selbst von Bernoulli enthusiastisch angestaunten Eigenschaften der viermaligen Reviscenz der Resurrection, die Spira mirabilis mit dem Motto „Toties mutata resurgo“ genannt. Sie entsteht, wenn die nacheinander folgenden Curven-radii in geometrischer, die zugehörigen Winkel in arithmetischer Progression fortwachsen, die Centralwinkel aber gleich gross bleiben.

Nachdem jener Abax sowohl die Gesetze des Falles, und der

Bewegung der Himmelskörper um ihre Fixstern-Mittelpunkte nach den Keplerischen Grundgesetzen, als auch in strenger aber vielfach ausgedehnterer Weise jene Gesetze der Musik, des Lichtes und des menschlichen Denkens, bis zu den regelrechten Stadien besonders der Entwicklung des menschlichen Erkenntnisvermögens enthält, so war dem Forscher nichts näher gelegen, als bei der Ansicht jenes zur Spirale gewundenen Progressionen-Abax hierin die Zeichnung der menschlichen Ohrschnecke zu erblicken, welches Organ die Physiologie bisher zu den räthselhaftesten Aufgaben derselben zählt.

Hierauf zeigte der Vortragende in zweierlei Abbildungen, sowohl die Organisation des ganzen menschlichen Ohres als auch die Zweigentwicklungen der besagten Spira mirabilis zu einer Evolute, Antevolute, zur Katacaustika, Dia-caustika, Pericaustica und die Cycloidalen, also ein System von Nebencurven aus der Stammcurve, um auf die Cartesische Schiffahrts-Loxodrome als die Projection derselben an die Aequatorebene nach der stereographischen Entwerfungsart, ferner auf die kürzeste Bahn eines Körpers, der nach einem Centrum der Kraft getrieben wird, ferner auf die Hausschläge der unteren Mühlsteine, auf die vortheilhafteste Art der Ankerschaukeln, sodann auf das Zusammenfallen der Cycloidale mit der Anticaustica, so wie auf das, dass die Caustica mit der Evolute derselben Spirale ein und dieselbe Linie ist, aufmerksam zu machen; weil hiebei, indem diese Curve auf vierfache Weise entsteht, gleichsam sich neu erzeugt, ja sich auf sich selbst zuwälzen kann, dieses Alles höchst merkwürdige Raumersparungen und zugleich Kraftvervielfachungen mittelst Brennlilien der Anticaustica sind, welche der höhere Mechaniker in Naturwerken oder in seinen eigenen Regionen, wenn er sie wo entdeckt hat, nur bewundern muss, dieses aber die Natur seit Jahrtausenden noch viel vollkommener als bei dem bewunderten Bienenzellenbau, hier bei den Schraubwindungen der Schnecke erreicht zu haben scheint. Wird endlich der Bau der Nervenfasern betrachtet, so findet nach der Bemerkung des Vortragenden selbst ihr Bündelbau auf dem ganzen Spiralblatte eine vielleicht annähernde Erklärung darin, dass nach den Bemerkungen zum vorgedachten Abax jedes Oktav-Fach bei all' seinem geometrischen Anwachsen bis zu 10 Logen und Stellenzeigern (Logarithmen) der hörbaren Töne, dennoch jedes Oktavenimplement für sich wiederum zu 10 Logen durch das Zunehmen und Uiben der Hörempfindungen anwachsen kann, worin eben das Fortsteigen menschlichen Feingehöres, so wie andererseits auch Scharfsinnes seinen Grund und Boden findet. Was das Nichtcongruiren der geometrisch

fortwachsenden also sich sehr stark verlängernden Curvenradiale der logarithmischen Spirale mit der menschlichen Ohrschnecke betrifft, so bemerkte der Vortragende, dass sicher die Natur Verkürzungsmittel eben so angewandt haben wird, wie es die praktischen Orgelbauer, durch Deckung der Pfeifen (wobei die Hälfte an Länge der Pfeife erspart wird) und die Fortepianobauer durch Umwindung der zu langen Saiten mit dicken Drähten seit vielen Jahren sich ebenfalls heraus gefunden haben. Dass dieses Alles selbst zur anatomischen Unterscheidung der Hörnerven bei verschiedenen Musikern und selbst bei mehr oder weniger feinhörenden Nationen wird dienen können (weil Übung stark macht, Nichtübung aber Verkümmern der Organe herbeiführt), liess der Vortragende ohne Stützung auf Thatsachen und Untersuchungen und ohne Vergleichung mit den ihm noch unbekanntem Helmholtzischen Resultaten über Tonempfindungen\*) besonders aber mit den Marchese-Cortischen Befunden durch das Mikroskop und die höhere Anatomie indess unbeantwortet, verglich aber dennoch am Ende des Vortrages sein Ahnen über die Zukunft der besprochenen Gegenstände metaforisch mit der Archimedischen Schraube, welche das Wasser aus den Niederteichen in die Hochbassins eben so hinaufbringt, wie diese angeführten Thatsachen ein Mittel bieten dürften, um den Forscher wo möglich schrittweise bei der Untersuchung des Auges und selbst des Hirns zu machen.

### Philologische Section am 3. December.

Anwesend die Herren Mitglieder Hattala, Hanuš, Vinařický, Doucha, als Gäste die Herren Jos. Kolář und Fr. Patera. Herr Kolář hielt einen Vortrag über eine böhmisch-glagolitische Biblel, folgenden Inhalts:

V čís. veřejné bibliotece universitní v Praze, v oddělení českých rukopisů je na odiv vyložen velký foliant pergamenový, psaný písmem hlaholským (XVII. A. 1.), jemuž se říká „bible Vyšebrodská“ (Hanslík), „bible glagolická“ (Dobrovský a Jungmann), „bible Emauská“ (J. Jireček) a p. Řečený foliant je ovšem toliko druhý díl čili svazek bible české, psané na pergameně, v list o dvou sloupcích, písmem hlaholským, má 258 listů a obsahuje, jak na druhé straně

---

\*) Der Herr Prof. Hasner hatte den Vortragenden besonders auf dieses Werk aufmerksam gemacht.

prvního listu červeným písmem hlaholským udáno: „V tom'to svaz'ku druhem' popsano est 15 knih' a naipr'vé Knihí paralipemenou dvie, Knihí ézdrašovi dvoe, Knihí nemias'. Knihí tobias'. Knihí judit'. Knihí éštér'. Knihí job'. Knihí prziesslovie. Knihí mudrosti. Knihí ékkleziastés. Knihí kantika kantikorum. Knihí ékkleziastikus'. Knihí žaltarz. Na ti na každé knihi przedmluvi s'tého Eronima jsu popsani v posledniem kvaternie tiechto knih', anéb' svazku.“

Kdy, kde a kým byl rukopis ten psán, o tom se dovídáme z přípisky, psané červeným písmem hlaholským na přední straně posledního listu: „Tito knihi dokonani jsu po lětěch narozěni s'na božieho po 1416 za času knieze Krziže opata slovan'skeho. Psana tato bible ot bratrzi klašterskich ale ně ot pisarzov charvatskich.“

O dalším osudu této části vzácné bible česko-hlaholské svědčí poněkud nápis velkou frakturou uprostřed přední strany prvního listu: „Týto knihý Jazykem Slowanským psanee, gsu položený w Radie od Pana Jirzijka Komedský toho čzasu raddnijho, w Pondielij den Swateho Anthonijna 1. 5. 4. 1.“

Z novoměstské radnice se dostal náš foliant prý do biblioteky Kreutzersteinovy a odtud dražbou Dobnerovi, jenž jej přenechal klášteru Vyšebrodskému;\*) prelát tohoto kláštera, Herm. Kurz, jej zas r. 1791 daroval cí. bibliotece v Praze. (Hanslík „Gesch. u. Beschrbg. d. k. k. Pr. Univ.-Bibl.“ odvolává se k „Dobrovský glag. S. 30. Slavin S. 30. 31. Lit. Mag. II. 32. Gesch. d. b. Spr. S. 213“ a Jungmann Hist. čes. lit. IV. 305.)

Avšak přihledněme k písmu, pravopisu, jazyku a textu vzácné té památky.

1) Písmo její je, jak už řečeno, hlaholské, a sice chorvatsko-hlaholské, hranaté, velké a četké, ačkoli jsou v něm též obyčejné skratky a stažky XIV a XV st. Velká začáteční písmena jsou dosti ozdobná, buď červeněmodrá, neb červeně-černá, dlouhá, za 4 až 6 rádků do hloubky. Jen dvakrát užito velkých písmen latinských místo hlaholských, a sice na l. 4. S m. 2 a na l. 8. P m. 1. Písmena *t* a *v* mají rozličné tvary, též *i* je jednou na způsob přesýpacích hodin, jinde (l. 25) na způsob kalicha, jinde (l. 60) na způsob dvou proti sobě obrácených obličejů. Velká písmena v textu jsou

\*) Dobrovský napsal r. 1786 (Lit. Mag. v. Böhm. u. Mähr. II. S. 32.): „Herr Dobner hat ihn (2. díl) in der Kreizensteinischen Auktion vor 20 Jahren erstanden und um den doppelten Preis dem sel. Cisterzienser-Abt zu Hohenfurt verkauft“. (S. Annal. Haj. Tom. VI. p. 11.)

buď černě psána a uvnitř červeně malována, aneb toliko červeně neb modře psána. Hlavy a nadpisy knih a kapitol jsou veskrz psány červeně, jakož i obě uvedené přípisky. Ostatní písmo textu je černé, trochu přibledlé, do rezava. Číslice jsou dílem vypsány dílem naznačeny obyčejnými číslenými písmeny (písmeny) hlaholskými, jen že někdy pořádek složených číslen je převrácen. Zvláště je kromě dvaceti a zcietma (22) ještě neobyčejnější bez'ed'ně dvacata (bez jedné dvacátá, 19) t. kapitola.

2. Nejzajímavější, protože nejzvláštnější je pravopis té bible česko-hlaholské, t. způsob, jak čeští „bratři klášterští a nikoli písaři charvatští“ užívali písma hlaholského pro jazyk český r. 1416.

Na přední straně prvního listu nahoře je (ovšem pozdější rukou) napsána azbuka chorvatsko-hlaholská, která se však s pravopisem naší bible na mnoze neshoduje. Tak stojí v azbuce: **z** (zělo, dz), jehož se v celé knize kromě číslice (6) ani jednou neužívá, ale vynecháno tam **z** (zemlja, z), které zas v knize ovšem ustavičně přichází; dále tam stojí i neužívané **o** t; vedle jednoduchého **h** (r) tam není též složky **rh** (rz = ř), jež v té bibli veskrz přichází. V azbuce postaveno sice **h** (ě), ale v textu místo něho stojí obyčejně **ie** (ie) neb i **ia** (ja). Konečně v té azbuce neuvedeno cyrilské **g** (g, h), jež v té bibli téměř veskrz přichází pro český zvuk **h**, kdežto hlaholské **g** slouží pro zvuk **g**. Užívání cyrilského **g** za **h** v hlaholském písmě je tuším nejpodivnější, ale zdá se, že to bylo v Čechách tehdaž obyčejné, neb i v hlaholské azbuce při „Biblia sacra manu scripta . . . per Andream Figuli . . . de Rokicano, plebanum in Zerczicz . . . in Castro Cost Anno domini 1433 (1444)“ (v čís. bibl. Pražské pod XI. A 14. l. 242) po hlaholském **g** („glagola“) přichází cyrilské **g** („hlahol“), tedy tak, jak jich užito v bibli česko-hlaholské. Konečně se v naší bibli užívá též jeru chorv.-hlaholského, tedy toliko jednoho, a sice buď cele (**l**), neb zpoly (**l'**), aneb, což je nejobyčejnější, toliko pajerku (**l''**), a to v celku dosti pravidelně. Zvláštní ale je též to, že **jer** (**l**) stojí často místo **a** (**+**), jako: **trk** (t'k = tak), **ni svu** (n' svu = na svou), **n'rodove** (= národové) a p. v.

Ještě několik příkladů tohoto pravopisu:

**z** (=g) málokdy stojí též místo **h**: knigi (1. l.), godinu (l. 97), ovšem ale vždy ve slově **g'din** (hospodin).

**h** (= h) veskrz stojí za **h**: kni*h*i, s'tě*h*o, e*h*o, dru*h*em, te*h*di . .

**ie** (= e) přichází velmi zhusta též za **je**: est(jest), e*h*o, eronima, en*ž*, edenasta, obi*č*ee (200 l.), posm*ě* se, v eskini, z'ev*i* (zjev*i*), ee (jeje), e*š*to, e*š*te, nav*š*tev*ueš*

- ▲** (= *ě*) užívá se 1) = *ě*: v osidlě, na kolěnu, chlebě, na modlě . .  
 2) = *e*: s<sup>tě</sup>ho, estěr, aněb, Laměch, prvorozeněc, něodšel, něpsal, nadě mnu, něbudě . . .  
 3) = *ja*: *ě* (= já), *ěan* (jan), *ěko* (jako), *ěfet* (jafet) v' ěmu (v jamu), *ězik* (jazyk), *ětri* (jatry).
- ⊖** (= *ie*) se užívá též 1) = *ie*: posledniem, ranieni, poviedie . . . .  
 2) = *ě*: kvaternie, tiechto, mie, sie, piet . .  
 3) = *e*: siem (jsem), oteidiete (odejdete) . .
- ⊗** (= *i*) stojí 1) = *i*: kniži, g<sup>d</sup>in, jich, ji, již . . .  
 2) = *j*: naiprvě, zlamaži, železněi, urozumieite, meži, smiluzi, něisi, dai . . .  
 3) = *y*: knihi, tehdi, žezik, običee atd. veskrz.
- ⊙** (= *j*) se buď píše = *j*: jsu, jafet, jovan, jich, jsuce, již (= už, = kteří), ji, jahnové, jimž, jho, je, jsi, anjel (ale andiela) . . prziidechu (!) . . .  
 aneb se opouští: su (jsú), sem (jsem), sa (jsa) atd.
- Ostatně viz příklady pod **⊖**, **▲** 3) a **⊗** 2) jakož i **⊘** (= *ju*): judit a p.
- ⊙⊙** (= *rz*) přichází veskrz = *ř*: prziěl (přijal), przied (před), něostrziehal, przištie atd.
- ⊙⊙** (= *r'z*), rozdělené pajerkem, znamená *rz* a nikoli *ř*: pohr'zeli, skr'zenž (skrze něho), skr'ze a p.
- Dále přichází obyčejně **⊙** (= *št*, *šč*, *sc?*), ale též **⊙⊙** (*št*): (pro rozdíl v písmě označím **⊙** = *šč* a **⊙⊙** = *št*): filisteišči, izrahelšči, na sedliščích, zemšči, lidsči, vzlaščie, lučišče, navščevueš, utočišče, dšči nězstiešcie (!), ščeněc, ešče, przišcie . . ale: abište, miejiešta, ešto, bišta, vzeštie . . Konečně místo *th* a *ph* všude jen *t* a *f*.
- Jak z uvedených příkladů vidět, panuje velká nesrovnalost a nedůslednost v užívání písmen **⊖** (= *e*, = *je*), **▲** (= *ě*, = *e*, = *ja*), **⊖** (= *ie*, = *ě*, = *e*), **⊗** (= *i*, = *j*, = *y*) a **⊙** (= *j*).
- 3) Jazyk bible česko-hlaholské je jazyk XV. stol., ale že je to vlastně přepis ze staršího překladu bible, zachovalo se v něm ještě velmi mnoho starších, řídkých slov, tvarů a obrátů, jakož i chyb prvního překladu dle vulgaty. Tak na př. Par. I. 18. 12. v uvalé slin' nem (in valle salinarum — salivarum), Job 23. 6: ani sve velikosti žrnovem mě davil (nec magnitudinis mole (mola) me premat), Job. 28. 19: ani bude složena s čistim postavcem (nec tincturæ (texturæ) mundissime componetur. Ale některé chyby prvního překladu (viz Jos. Jireček. Čas. Mus. 1864. II. str. 144) jsou tu už opraveny; na př. Job. 4. 17. aněbo nad' sveho stvorzitele ěsnieje bude muž (num factore suo purior erit vir), Job 40. 12: Zavině

ocas svoj jako cedrove drzivo (stringit caudam suam quasi cedrum). O chybách ostatních (viz J. Jireček l. c.) jsem se nemohl přesvědčit; tak i obyčejný úvod první bible (viz J. Jireček l. c.) při tomto 2. díle ovšem také schází. Zato jsou však i zde latinská slova často přeložena českými podobného znění (vetus—vetchý a p.), jakož i genitiv, zvláště množný vyjádřen tvary přídavnými (chlevi stadove — c. aulas gregum a p.), a slovo pop s odvozenými výrazy ve smyslu sacerdos, presbyter (popi i sudcie, ezdras pop, z popov, všem popom atd.), ač se veskrz užívá slova král ve smyslu rex. Tak i jiná slova přicházejí, jako: vrah — hostis a p. pravnoše — opraveno prav vidavače, narodove — opr. pohaně, proti Kristu — opr. mazanemu, blahaji — opr. dobrorzečie, odív — opr. divna učič, a stará forma zdobnělých slov na -enec místo -ě, ku př. šteněc a p. V mluvnickém ohledu je zajímavé časté užívání krátkých (kusých, nejprostších) acristů, kdežto v jiných památkách toho věku jsou už obyčejně nahrazeny delšími neb tvary složenými; tak na př. pobiehu strachi, nalezu Saula, svleku i obnažichu, pobrachu mrchu Saulovu i sinov jeho i przinesu ji do Jobes i pohrzebu jich kosti; strzehu a t. d.

4) Co se konečně týče textu bible česko-hlaholské, to už Dobrovský (Gésch. d. böhm. Spr. S. 212, 213) a po něm Jungmann (Hist. čes. lit. str. 91), Šafařík a nejnověji Jos. Jireček (Čas. čes. Mus. 1864. II. str. 141) řadí jej k první recenzi bible české. Srovnáv výpisy p. Jirečkovy (v Čas. čes. Mus. 1864. II. a III.) s týmiž místy bible česko-hlaholské, mohu ten přijatý výrok jen potvrditi s tím do-  
ložením, že se text naší bible od oněch výpisů (nevím z které bible) zhusta prospěšně liší buď starším slovem, neb tvarem aneb celým obratem řeči.

Tuto však musím podotknout, že knihy v bibli česko-hlaholské za sebou následují zvláštním, neobyčejným pořádkem, a že udání obsahu (na 1. l.) není úplné. V tomto díle II. je skutečně obsaženo: 1) Paral. kniha I. a II. 2) Ezdraš kniha I. 3) Nemias I. 4) Ezdraš II.\*) 5) Tobiaš. 6) Judit. 7) Ester. 8) Job. 9) Přísloví. 10) Ekklesiastes. 11) Písně Šalom. 12) Mudrost. 13) Ekkleziastikus. 14) Žaltář. 15) Izaiáš.<sup>1)</sup> 16) Knihi Kralove.<sup>1)</sup> 17) Ekzodi.<sup>1)</sup> 18) Daniel.<sup>1)</sup> 19) Tebe Boha chválíme — sv. Augustina a sv. Ambrože. 20) Anastasia biskupa (symbolum fidei). 21) 151 žalm. proti Goliáši. 22) Předmluvy sv. Jeronyma k těm každým knihám (někdy dvě, až i tři).

\*) tak v textu udáno.

<sup>1)</sup> z části.

Žaltář je tedy umístěn neobyčejně teprv po Ekkleziastikum kdežto bývá před Příslovími: Žalm 25 je „przeskočen, hledai ho na konci“ kde také je. Z jedné poznámky (na l. 249) „kantika „Slišie nebesa . . .“ hledai v deutronomii v knihach patich Moizšieševich kap. 32.“ se dovídáme s určitostí, že byl také I. díl této bible česko-hlaholské.

Jungmann (Hist. čes. lit. str. 91) praví: „Z třetího (dílu) dva listy našel náhodně prof. Steinský na desce jedné knihy,“ neudav, kde se chovají. Myslím však, že jsem je našel v našem museum. Tam totiž ve zvláštním fascikule chovají se 3 malé zlomky česko-hlaholské, jež se úplně shodují s 2. dílem naší bible i co do pergamenu, formatu, sloupců a řádků, i co do jazyka, písma, pravopisu a obsahu (biblického). Jsou pak ty zlomky:

1) as  $\frac{1}{4}$  listu (na každé straně as  $1\frac{1}{4}$  sloupce), jenž obsahuje konec kp. 37. Ezechiel, pak začátek a konec kp. 38 a začátek kp. 39.

2) dva podélné odřezky (nyní spleené); na širším toliko  $\frac{1}{2}$  sloupce a na užším jen částečka sloupce. Obsah: 1) Skutky apošt. IX. 13. 1—16. Tyto odřízky byly někdy na deskách nějaké soudní knihy, jak prozrazuje frakturový nápis: „Manua . . . Orteln . . . 162 . . .“

3) dva listy (in continuo) bez  $\frac{1}{2}$  sloupce, z nichž první obsahuje „Knihy kralove.“ (I.) a sice konec kap. 8 (od verše 7.) a kap. 9 a 10; druhý pak na 1. sloupci pokračování a konec kap. 17. a začátek kap. 18; druhý sloupec je v polou přeríznut. Na tomto zlomku napsal nebožtík Hanka: „Z Vyšnobrodu z vazby sňato 1815. Jazyk český.“ To jsou tedy snad ony dva listy (III. dílu?), o nichž se zmiňuje Jungmann (viz výše.) Máme tedy bible česko-hlaholské díl II. (celý), v něm zmínku o díle I. a kromě toho zlomky dílů III. a IV.

V musejní bibliotece je též pod III. F. 20 přepis, ale jen některých částí 2. dílu bible česko-hlaholské, jako 1) Job, 2) Przieslovie, 3) kantika kantikorum, 4) Tobias, 5) Poznamenání k Paralipomenon. 6) Dobeš, 7) Piesně Šalom., 8) Variantes ad cantica cantikorum 9) Collatio Tobias cum Vulgata Venetiana 1765. 10) Anastasia biskupa symbolum fidei.

Přepis ten učinil Ant. Pišeli, (polní kaplan u pluku kn. Kinského, † 1806), dosti správně, ovšem tehdá š v a b a c h e m, a tudíž š = ff, j = g, v = w, a = é atd. Čísmena v textu ponechána hlaholská; jer i pajerek zanedbány; vysvětlivky a p. německým jazykem!

## Sitzung der philosophischen Section am 10. Dezember.

Anwesend die Herren Mitglieder: Hanuš, Štulc, Vinařický, Doucha, Čupr und als Gäste Herr Komárek, Patera und Zajčček.

Das ord. Mitglied H. Hanuš begann den angekündigten deutschen Vortrag über die Quellen der böhmischen Literaturgeschichte.

Er fasste die Literaturgeschichte in ihrem Wesen und Unterschiede von einer blossen böhmischen Bibliographie einerseits, andernseits von einer einfachen Literärgeschichte auf, u. zw. als einen Zweig der Kulturgeschichte des böhmischen Volkes und zwar der Geschichte seiner Intelligenz, in wie ferne sie sich durch sprachliche Mittel äusserte. Unter letzteren verstand er jedoch nicht bloss Schriftstücke (Manuscripte, Druckbücher), sondern auch durch Tradition erhaltene Sprachdenkmäler. Ueber die letzteren sprach er zuerst, in wie fern sie Quellen für die Literaturgeschichte abgeben können. In Bezug auf die Worte machte er auf Bildungen aufmerksam, die mit Präfixen und Suffixen aus Wurzeln und Stämmen entstanden, echt böhmische Wortformen geben, während Zusammensetzungen im engeren Sinne d. i. Bildungen aus schon bestehenden Wörtern, immer entweder eine relative Neuheit oder Fremdheit oder doch eine absichtliche Entstehung bezeugen: die ersteren gehören der organischen und alten, echten Formung der böhm. Sprache an, die zweiten stehen meist nur auf dem Standpunkte der agglutinirenden Formationen. Beides bemerke man am besten bei eigenen Namen z. B. Čech, Krok, Lubuša, im Gegensatze zu Horymir, Mojmir, Věnceslav, Světoslav u. dgl. Darauf empfahl er eine sorgfällige Prüfung der Schelt- und Schimpfworte, die ursprünglich eigene Namen gewesen, später zu Appellativen heruntersanken. Auch hier liessen sich, meinte er, echt böhmische Formen von unorganisch entstandenen fremden Formen unterscheiden z. B. Běs, Ďas, Skřítek, Plivník — Tatrman, Meluzina, Kabrňák, u. dgl. In letzterem fand er z. B. den Namen des deutschen Diter-Bernard (Dietrich von Bern), der bei den Lausitzern bis auf den heutigen Tag: Dyter-Bjiernat, Dyke-bjiadnat, Dyke-bernak laute (Haupt u. Schmalzer, Volkslieder der Wenden, S. 267. Nro. 18), sohin auch verderbt im böhmischen Ka-berňák erscheine, das bis auf den heutigen Tag in Prag und dessen Umgebung beim Volke im Gebrauche stehe. Gelänge die etymologische Erklärung solcher Namen, so hätte man auch darin die fremden Ele-

mente und die Zeit ihrer Einwirkung auf die Entfaltung des böhmischen Wesens ebenso kennen gelernt, wie z. B. aus fremdländischen Namen der Industrieproducte. — In Beziehung auf die Satzformen nannte er sprüchwörtliche Redensarten, Sprüchworte, Kinderreime als ergiebige Quellen böhm. Literaturgeschichte, z. B. býti za řezaným, im Sinne des Verschuldetseins, da die Wurzel řez oder řez, Schnitt, noch auf die Sitte der Kerbhölzer (vruby) hinweise; s Meluzinou sůl lizati, Smrtka na něho sáhla u. dgl. In Bezug auf ganze Satzfügungen, auf den Styl, machte er auf die Verschiedenheit derselben in den böhmisch-slovenischen Märchen — der Erzählungsmethode in der Grünberger und Königinhofer Handschrift, auf den Styl Štítný's im Vergleiche mit dem Style des späteren, sogenannten goldenen Zeitalters der böhm. Literatur aufmerksam.

Hinsichtlich der eigentlichen Schriftdenkmale bemerkte er, dass, trotzdem die böhmische Literatur, mit Ausnahme der Kirchen-slavischen, die älteste unter allen slavischen, und bis zum J. 1620 auch die reichhaltigste aller slavischen Literaturen gewesen sei, durch die Ungunst der Zeiten, durch Leichtsinnigkeit, Böswilligkeit und zelotische Bestrebungen so viel davon zu Grunde gegangen, dass man gar häufig von blossen Fragmenten auf das Ganze schliessen, mit Nennungen des einst erschienenen, aber seither verlorengegangenen, bei Einheimischen und Fremden sich begnügen, ja auch Leistungen der Böhmen, Mährer, Schlesier und Slovenen (Slovaken) im fremden, zumeist lateinischen, deutschen und ungarischen Gewande in Betracht ziehen müsse, wollte man überhaupt die Fülle und Güte der ehemaligen Producte böhmisch-slovenischen Geistes in der relativen Gänze erfassen und würdigen.

Aus practischem Gesichtspuncte ausgehend werde er die Quellen der böhm.-slov. Lit.-Geschichte nicht streng systematisch abtheilen und eintheilen, weil die meisten Quellen so zusammengesetzter Natur sind, dass sie gewöhnlich in mehr als eine Kategorie einschlagen; er lege vor allem die chronologische Methode dem Ganzen zu Grunde und theile vor allem 1) die Quellen nach einzelnen Gruppierungen derselben ab, worauf er 2) etwa vom 18. Jahrhunderte angefangen, chronologisch die einzelnen Quellen namentlich bekannt machen werde. Dem Ganzen solle dann ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss aller Biographien böhmisch-slovenischer Schriftsteller folgen:

Der Vortragende schritt sohin vor allem zu den einzelnen Gruppierungen der Quellen.

In der ersten Gruppierung nannte er die Königinhofer und Grünberger Handschrift insofern, als deren Analyse selbst reichliche Quellen der allerältesten böhm. Lit.-Geschichte enthalte, z. B. die věšby vítězove, die desky u. dgl. In der zweiten Gruppe nannte er die ältesten Wörtersammlungen, Glossen, Interlinearversionen und Wörterbücher. Als Beispiel hob er aus der Mater Verborum alle Ausdrücke hervor, die auf Lied, Sprüchwort, Rede und Schrift sich beziehen, sohin ein Beleg sind, wie der Glossator, den er hinter das Jahr 1302 verlegte, die literarischen Momente seiner Zeit auffasste. Zuletzt führte er einzelne Ausdrücke desselben Glossator hervor, aus denen sich noch die Nachwirkung der literarischen Wirksamkeit der Slavenapostel herausfühlen lasse, wie z. B. aus den Ausdrücken: pravoslavný, orthodoxus; pomilui, miserere; blahovolie, eudochia. In der dritten Gruppierung besprach er die Schriften einzelner böhm.-slovenischen Autoren selbst, in wie ferne deren eingehende Lesung selbst Hinweisungen auf die Lebensgeschicke der Verfasser und das Erscheinen ihrer einzelnen Werke enthalten. Als Beispiel führte er an, wie wenig im 17. Jh. noch Balbin vom Thomas z Štítného wusste, so wie auch im Anfange des 19. Jh. der Prager Professor der böhm. Literaturgeschichte Joh. Nejedlý, dessen Schulhefte über die genannte Lit.-Gesch. im böhm. Museum erliegen, wie aber dann nach dem Jahre 1849 besonders durch K. J. Erben die Biographie dieses einzigen Mannes und das Verzeichniss seiner Werke in Fülle heranblühten. Er warf auch auf Waldhausen und Milič, die Zeitgenossen Štítný's einen aufmerksamen Blick, gab alle Predigtsammlungen und Postillen dieser Männer, deren Abschriften sich in der Universitätsbibliothek zu Prag befinden, sammt deren Signaturen an, um einerseits zu zeigen, wie aus deren Studium, die voll von Lebensbeziehungen sind, die Kulturgeschichte ihrer Zeit zu schöpfen wäre und andererseits festzustellen, dass diese Predigten und Postillentheile, obschon lateinisch entworfen, doch deutsch und böhmisch gehalten wurden, wie sohin unter lateinischem Gewande in ihnen, was Milič betrifft, eigentlich böhmischlebendige Literaturmomente verborgen stäken. Dabei hob er auch insbesondere hervor, dasz er in dieser seiner Darstellung der böhm. Quellen der Lit.-Gesch. stets auf den Handschriften- und Bücherschatz der Prager Univ.-Bibliothek, die anerkanntermassen die reichhaltigste Sammlung dieser Art Quellen ist, so ins einzelne Rücksicht nehme, um durch Angabe der betreffenden Signaturen und Citate die genannte Reichhaltigkeit

einerseits zu erhärten, andererseits aber dadurch die Zugänglichkeit dieser literarischen Anstalt zu ermöglichen und zu erleichtern. Auch fügte er bei, dass in dem neuerschienenen Werke: Walter Waddington Shirley's: a catalogue of the original works of John Wyclif (Oxford, 1865.) fast alle Abschriften Wyclif'scher Werke, die sich in der Univ.-Bibliothek zu Prag befinden, namhaft genannt sind, wodurch es ermöglicht wird, des Mag. Joh. Hus echte und ihm nur unterschobene Werke von einander zu unterscheiden.

Als vierte Gruppe nannte er die Quellen, welche sich auf die älteste Geschichte der Prager Universität, ihre ursprünglich lateinische und scholastische Färbung und deren Entwicklung zu einer nationalen Anstalt beziehen. Auch sprach er dabei von dem Verzeichniss des Bücherschatzes im Collegium Carolinum und im collegium magistrorum de omnibus Sanctis, welche letztere auch die Bibliothek des Magisters und Probstes Joh. Bystřický von Bochov an sich gebracht hatte, worin wiederum, im Gegensatze zu cantiones oder geistl. Liedern, volle acht Bände einer weltlichen Liedersammlung, carminum bohemicorum, einstens enthalten waren.

In der fünften Gruppe kam die Rede auf die literarischen Schätze, die einst in den glagolischen Klöstern zu Sázava (Prokopskloster) und „na Slovanech“ in Prag (Emauskloster) enthalten waren. Der Vortragende gab daraus dasjenige an, was sich darüber einerseits aus böhm. Chroniken als Nachricht erhielt, andererseits was die monastische Handschriftliteratur der Univ.-bibliothek darüber enthalte. In die Kritik der erhaltenen slavischen Denkmale dieser Klöster, wohin auch die Prager glagolischen Fragmente, die sich im Prager Domkapitel erhalten haben, mit gehören, ferner des glagolisch-kyrillischen Krönungsbuches von Rheims, worin das angebliche Evangelium des h. Prokop, Abtes zu Sazava, enthalten ist, der glagolischen Bibel von Emaus einst in Hohenfurt nun in der Univ.-Bibliothek zu Prag aufbewahrt (sich darüber die Sitzung der philologischen Section am 3. Dec. 1866), liess er sich hier nicht ein, weil dies das Object der böhm. Literaturgeschichte selbst sein wird.

In der sechsten Quellengruppe kehrte der Vortragende zur Geschichte der Prager Universität wiederum zurück, allein nur insofern, als sie ihrer ursprünglichen Tendenz, eine literarische Centralanstalt, d. i. seitens des Wissens eine solche Autorität zu werden, wie es die katholische Kirche seitens des Glaubens war, entfremdet, nun selbst sich zu einer Art Kirche der nationalen

Reformation aufwarf und sohin das entzweite Centrum der husitischen Bewegungen, so wie deren Freunde und Feinde ward. Auch hier gab er die Quellen zumeist an, welche sich darüber handschriftlich in der Universitätsbibliothek vorfinden. Die Anführung und Würdigung der ursprünglichen Statuten der Universität im Vergleiche mit dem, was und wie wirklich an der Universität gelehrt wurde, gibt den deutlichsten Beweis der eben berührten Entfremdung der Hochschule von deren ursprünglichen Bestimmung an.

In der siebenten Quellengruppe besprach er den Verlauf der leidigen Religionsstreitigkeiten selbst und gab zumeist aus dem böhmischen Handschriftenschatze der Universitätsbibliothek die dahin gehörigen Codices und deren Einzelschriften an. Diese geben das lebendigste Zeugniß, dass sich durch die Verzweigung des Husitismus in so viele Kirchen und Kirchlein die husitische Bewegung, namentlich durch ihren Uibergang in die Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder immer mehr von der dogmatisirenden Universität zu entfernen begann und die mittleren und niedrigsten Schichten des Volkes ergriff. Der Universität begann sich sodann der classische Humanismus zu bemächtigen, der ebenfalls von anderer Seite die Anführer der böhm.-mährischen Brüder ergriff. Bei der Quellenangabe des Schriftthums der böhm. Brüder beschäftigte den Vortragenden zumeist und auf längere Zeit die angeblich dem Comenius zugeschriebene *Historia persecutionum ecclesiae Bohemicae*, die von dem J. 894—1632 reicht. Der Vortragende legte den Versammelten die *editio princeps* des lateinischen Textes vom J. 1648 (12<sup>o</sup> 436 Seiten ohne Titel, Vorreden und Register, Signatur der Univ.-Bibl. 51. F. 41), deren Lettern sie unzweifelhaft zu einer Amsterdamer Ausgabe machen, obschon das Datum: *Ao. domini 1648* erst später zu- und nachgedruckt zu sein scheint, ebenso vor, wie die *editio princeps* des böhmischen Textes vom J. 1655 (8<sup>o</sup> acht Bl. Titel, Vorreden, und Register und 387 paginirte Seiten, worauf, von S. 388—394 der Schluss (*Závírka*), von den Waldensern handelnd, folgt. Sign. der Univ. B. 54. F. 1223.). Man hält den böhm. Text gewöhnlich für eine wörtliche Uibersetzung des Lateinischen, etwa durch den Bruder Adam Hartman zu Stande gebracht, allein schon der fleissige deutsche Uibersetzer Elsner (Berlin 1766) gab in seinem „*Martyrologium bohemicum*“ die oft bedeutenden Varianten an, die zwischen dem lateinischen und böhmischen Texte vorwalten und oft auch Orts- und Personennamen betreffen. Da sich nun aus dem lateinischen

Texte ergibt, dass ihm selbst schon ein böhmischer Text zu Grunde lag (so setzt er z. B. manchmal Wenceslaus Svets, manchmal Wenceslaus tutor), so kann es immerhin sein, dass die ursprüngliche böhmische Handschrift auch unmittelbar dem böhmischen Texte der Edition vom J. 1655 zu Grunde lag, nur dass man die Vorreden des latein. Textes als die früher gedruckten mit übersetzte. Auf diese Weise hat die böhm. Editio princeps auf jeden Fall einen gleichen, wenn nicht einen grösseren Werth als die lateinische Editio princeps. Darauf bewies der Vortragende, dass die Meinung, als ob Comenius der Urheber wenigstens des böhmischen Textes wäre, durchaus nicht aus der ersten böhmischen Ausgabe geschöpft werden könne, denn darin kämen die Buchstaben: K. J. A. K., welche man als kněz Jan Amos Komenský deute, gar nicht vor, sondern in der problematischen zweiten Ausgabe, welche unsere Literaturgeschichten nach Amsterdam in das J. 1663 versetzen, da dort vor den genannten Buchstaben unter der Vorrede des böhmischen Impressors gesagt wird: „Psáno v Lešně l. 1655. a přehlednuto v Amsterdamě 1663. od K. J. A. K.“ Dieser Zusatz, den auch alle spätern Ausgaben haben, wovon man noch eine Berliner, eine Zittauer und eine Hirschberger Ausgabe nennt, macht eben die Amsterdamer Ausgabe vom J. 1663 verdächtig, da dieselbe auch am Titelblatte sagt: Tlačeno v Lešně 1655 a po druhé v Amsterdamě u Jana Paskowského 1663 (Exemplar im Museum: 54. G. 19.) weil die böhmischen Brüder fast nie die Orte nannten wo sie druckten und auch die Worte „přehlednuto od Komenského“ ganz unkommenisch klingen und wol nur in der Deutung eines Herausgebers ihren Ursprung haben. Der Vortragende bat dahin die Versammelten diese erste und die zweite so genannte Amsterdamer Ausgabe genau zu invigiliren, da das vielleicht einzige Exemplar der ersten Auflage (54. F. 1223) nichts von den Bemerkungen der zweiten und der folgenden Ausgaben hat. Der anderen alten Ausgabe in der Univ.-bibliothek (Sign. 54. F. 268), welche man bisher für die Amsterdamer Ausgabe hielt, fehlt das gedruckte Titelblatt, auf dem geschriebenen jedoch stehen die Worte: „Podle Amsterodamské l. 1656 v Berlině!“ Das ist nun ganz falsch, denn nach Vergleich mit dem Musealexemplare 54. G. 20. ist das eine (Zittauer?) Ausgabe vom J. 1756. Auch darauf machte er die Versammelten aufmerksam, dass die vorgelegte böhm. editio princeps die für die Bibliothek anzuschaffen ihm erst im J. 1863 gelang, und zweifelhaft noch eine unmittelbare Brüderausgabe sei (zu Lissa, v Lešně), da in ihr sich die allgemein bekannten kleinen, netten Lettern

der Brüder (auf den letzten Seiten des ersten Index), welche auch in den Kralicer Ausgaben bei den Randglossen vorzukommen pflegen, befinden: sie ist vollkommen und vollständig erhalten, nur der Einband ist ein späterer. Ihren Titel kennt nun keine bisherige literaturhistorische Abhandlung, da Šafařík, Palacký (Musejník 1829), Jungmann (in beiden Ausgaben) und Šembera (ebenso) nur den Titel der späteren Ausgaben anführen, der sich durch den Beisatz des Adjectives: (O) těžkých (protivenství) so wie durch den Beisatz der Angabe des Druckortes von dem Titel der 1. Ausgabe unterscheidet, so dass es scheint, dass das Univ.-Bibliothek-Exemplar (54. F. 1223) ein unicum ist. — Nach diesem literaturhistorischen Excurse übergang der Vortragende

zur achten Quellengruppe, welche in den Schriften der römisch-kathol. Autoren, dogmatischer und polemischer Art besteht. Als Muster eines solchen stellte er den bisher fast ganz unbekanntes Kříž z Telče, gewöhnlich Crux de Telč genannt, auf. Dieser lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und war einer der fleissigsten Sammler und Abschreiber lateinischer und böhmischer Schriftwerke seiner Zeit. Seine hinterlassenen Codices, die zumeist im Wittingauer Archive und in der Prager Univ.-Bibliothek aufbewahrt werden, bilden eine ganze Bibliothek alles dessen, was einem gebildeten Katholiken seiner Zeit nöthig dünkte, von den in den Schulen verbreiteten mittelalterlichen Scholastikern angefangen bis auf die böhmisch-lateinischen Streitschriften seiner Zeit. Auch Spottlieder entgingen nicht seiner Emsigkeit, so wie er selbst auch böhmische Excerpte aus latein. Werken und kleinere böhmische Abhandlungen niederschrieb. Aus den Explicits, die er den meisten seiner Abschriften beifügte, erhellt, dass er im J. 1455. und 1456 in Soběslau Schulgehilfe war („dum fui pro socio in scolis“), im J. 1457 war er Schullehrer, etwa Rector am Vyšehrad, wobei er von den Streitigkeiten erzählt, die zwischen den Vyšehradern Schulen und denen von St. Stephan auf der Neustadt hinsichtlich des Rechtes entstanden, im „Podskalé“ (etwa bei dem Koleda- oder Gregoriusfeste) Geschenke einzusammeln. Er wahrte das Recht den Vyšehradern. Im J. 1459 erblickten wir ihn als Scolaren an der Universität und zwar im sogen. böhmischen oder Wenzelscollegium. Das Jahr 1463 zeigt ihn schon als Vicarius am Hradschin und bei Allen Heiligen, wo er auch seine Primiz feierte. Als junger Priester kam er auf kurze Zeit nach Bischofteinitz, da er im J. 1465 wieder Prediger am Hradschin ist. In den siebenziger Jahren ist

er Capellan bald in Nova-Plzna, bald in Soběslau, wo er sich im J. 1477 schon auch *Canonicus Vyšegradensis* nennt. Doch nun zog es ihn in seinem Alter ins Kloster und im J 1478 verlebte er das Noviciat im Augustinerchorherrnkloster zu Wittingau, wo er unter dem Abte Marcus und dem Prior Joh. von Tišnov im J. 1495 noch rüstig sammelt und abschreibt. Der Vortragende gab bei jedem Datum die Codices an, in denen sich die erklärenden Explicits befinden, um eben dadurch die reichhaltigen Quellen näher zu bezeichnen. Die Biographie dieses emsigen Mannes und treuen Katholiken war bisher unbekannt, nur in K. J. Erben's *Výbor z lit. české* (II. B. S. 430) finden sich eben nach einem Codex der Univ.-Bibliothek einige Thatsachen seines Lebens verzeichnet.

Da die Zeit der Vorlesung schon bedeutend vorgerückt war, musste die Fortsetzung auf eine der nächsten Sitzungen verschoben werden.

### Historische Section am 17. December.

Anwesende: die Herren Mitglieder Wocel, Doucha, Schmidt von Bergenhold; als Gäste die Herren Jos. Erben, Fr. Beneš und Mat. Widmann.

Herr Josef Erben, Professor an der Prager k. k. böhm. Oberrealschule und Dozent für Industriestatistik am Polytechnicum, hielt einen Vortrag in böhmischer Sprache über „Bodenplastik des sogenannten russischen Tieflandes.“ — Der Vortragende legte zunächst das Unbegründete dieser noch immer, selbst in grösseren geografischen Handbüchern (wie z. B. in dem Klödenschen, bei Schnitzler u. s. f.) gangbaren Benennung dar, indem nur im äussersten Nordosten, Süden und Westen des europäischen Russlands sich wirkliche Tiefländer vorfinden, während auf dem ganzen übrigen ungeheueren Raume dieses Staates in Europa es ausser den Flussthälern nur äusserst wenige Punkte giebt, welche unter 500 absol. Höhe gelegen wären. Er vindicirte hierauf für den grössten Theil des europ. Russlands (94.600 geogr. □ M. nach Veselovský's Berechnung), mit Ausschluss der an den Gränzen desselben gelegenen Gebirgsländer (des polnischen) und Gebirge (namentlich des der Krym, des Kaukasus und Ural), den Namen „niedriges Russland,“ und erklärte dasselbe für ein ungeheueres Aggregat von wirklichen Tiefländern, Niederungen, Plateau's, Hochflächen und Hügellandschaften,

welche nur von 4 wirklichen Gebirgsländern von verschiedener Ausdehnung und Höhe durchbrochen werden. Hierauf übergang der Vortragende zu den bisher üblichen Eintheilungen dieses grossen, bei aller Einförmigkeit doch so manigfaltigen Raumes, analysirte namentlich die Eintheilung Georgi's, von Brincken's, Ledebour's, die des Grafen von Cancrin, v. Meyendorff's, die von Blasius, Arsenijev, Naděždin, vom Grafen Keyserling, die der Капра промышленности Евр. России u. die von Trautvetter aufgestellte, welche insgesamt entweder zu weit sind, oder einen zu engen Standpunkt (botanisch, geologisch, statistisch u. s. f.) einnehmen. Nachdem er sich noch des weiteren über das bisher ungenügende orografische und hypsometrische Material für eine erschöpfende Charakteristik der Bodenverhältnisse des europäischen Russlands überhaupt, und seines niederen Theils insbesondere ergangen, kam der Vortragende auf die von ihm aufgestellte neue Eintheilung des europäischen Russlands, und insbesondere seiner niederen Theile zu sprechen, welche er auf die russ. Karte Blaramberg's vom J. 1859 in 6 Bl. (im Massstabe von 1: 2,100.000), auf die Karte der kais. russ. geografischen Gesellschaft vom J. 1863 in 12 Bl., dann auf die Kiepert'sche Karte vom J. 1865 (im Massstab von 1: 3,000.000), so wie auf die neueste Petermann'sche von Osteuropa (1865 bei J. Perthes in Gotha im Massstab von 1: 3,700.000) basirt, welche letztere namentlich auch auf Grundlage einer handschriftlichen Karte Blaramberg's (mit 24 Isohypsen) zusammengestellt ist, und somit bei der bekannten Virtuosität des Verfassers im Kartenentwerfe wohl als die treueste aller bisher in Westeuropa erschienenen Karten von Russland mit Recht gelten kann. Jene neue Eintheilung beruht ferner auf einer Combination dieser Karten mit den geologischen von Murchison, Helmersen und Demidov, und dem bekannten Werke Trautvetters über die pflanzengeografischen Verhältnisse des europäischen Russland's (Riga 1848—1851), so wie dieselbe sammt der von dem Vortragenden gegebenen kurzen Charakteristik\*) der einzelnen orografischen Regionen des europ. Russland's als Resultat erscheint einer sorgfältigen Zusammenstellung des in dieser Richtung in den bekannten Reisewerken von Pallas, Humboldt, Blasius, Eichwald, Ruprecht, Göbel, Schrenck u. Hoffmann, Demidov, Kohl u. a. enthaltenen Materials, sammt dem wichtigsten, was

---

\*) Ausführlich behandelt ist derselbe Gegenstand sammt hypsometrischer Begründung von dem Vortragenden im „Časopis českého musea“ 4. Heft 1866 und 1. Heft 1867.

davon in Erman's Archiv, in den Baer'schen Beiträgen, in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde u. Petermann's Mittheilungen, in den Zapiski der russ. geografischen Gesellschaft u. a. a. O. sich findet, wobei auch die neueren geolog. Forschungen von Pacht u. Helmersen, Romanovský, Holmberg u. Ludwig dem Verfasser nicht unbekannt blieben, obwohl derselbe seine Arbeit in geolog. Hinsicht vorzugsweise auf das ältere Murchison'sche Werk (deutsch von Leonard 1848) stützte. Auch Pavlovský's Geografie, dann die Wörterbücher von Vsievolojský u. Semenov wurden benützt (obwohl nur für einzelne Partien), sammt den zahlreichen Citaten bei Schnitzler, insbesondere in dessen neuerem Werke\*), endlich Veselovský's grosses Werk „О климатѣ Россіи“, insoweit sich in demselben Anhaltspunkte für eine geografische Charakteristik finden, und welches übrigens der Vortragende für einen anderen Zweck verarbeitet hat.\*\*)

Herr Prof. Erben theilt auf diesen Grundlagen das europ. Russland in folgende geografische Regionen ein. 1. Die finnische Seenplatte (im weiteren Sinne). 2. Die Tundraniederungen in Nordostrussland. 3. Das Küstengebirge Pai-choi. 4. Die waldigen Plateau's und Niederungen von Nordrussland. 5. Das Timengebirge. 6. Das Gebirgsland von Valdaj. 7. Die Plateau's der Ostseeprovinzen. 8. Die Plateau's und Niederungen von Lithauen, Weissrussland und Polen. 9. Das polnische Gebirgsland. 10. Die Plateaulandschaften von Volynien und Podolien. 11. Das Plateau der Ukrajina. 12. Die Plateau- und Hügellandschaften von Mittel- oder Grossrussland. 13. Das Bergufer der Volga. 14. Das Wiesenufer der Volga. 15. Die Plateaulandschaften jenseits der Volga sammt dem Obščij syrt (oder Ost-russland). 16. Die hohen oder Grassteppen Russlands. 17. Die niederen Steppen oder die pontisch-kaspische Depression. 18. Das Küstengebirge der Krym. 19. Der Kaukasus. 20. Der Ural.

Ad. 1. Die finnische Seenplatte umfasst das ganze azoische- oder Urgebirgsterrain im Nordwesten Russlands, somit nicht bloss den ganzen Flächenraum des Grossfürstenthums Finnland, sondern auch die Halbinsel Kola, u. die westlichen Kreise der Gouv. Archangel'sk u. Olonëc; hat somit eine Ausdehnung von mehr als 12.000 geog. □ M. Diese Region stellt sich dar (nach Gyldén) als ein Plateau von durchschnittlich 600' abs. Höhe, von 100' (an der Ostsee) gegen N. und NO allmählich bis 1000' ansteigend, durch eine breite, 500—1000' hohe Bodenschwellung unter verschie-

\*) L'empire des tsars. Paris und Sct. Petersburg 1863—66. 3 Bde.

\*\*) S. den Artikel „O podnebí Ruské říše“ in der Zeitschrift „Živa“ 4. Heft 1866.

denen Namen (Suomen-selkä, Kainun-selkä u. s. f.) in der Richtung von Björneborg zum Pjav- und Topsee in 2 ungleiche Hälften getheilt, deren östliche, grössere namentlich durch zahllose Seebecken, Flussläufe und zahlreiche, in der Richtung von SW nach NO ziehende, niedere Bergrücken und Höhenzüge (rel. höchstens bis 300') und einzelne Berge charakterisirt ist, welche meist aus Granit, Syenit, Hornblendeschiefer, aus Porphyr u. Grünstein bestehen, und in der westlichen Hälfte, welche überhaupt flacher, niedriger und weniger seenreich ist, nur in geringer Zahl vorhanden sind. Dazu kommen die zahllosen erratischen Blöcke und Grus, welche in ähnlicher Richtung gereiht erscheinen, die dichten Nadel- (Kiefer) und Birkenwälder, die Einböferwirtschaft der Bevölkerung, und auf Kola bereits tundraartige Moorflächen mit äusserst reicher Torfbildung und verkümmertes Waldvegetazion. Im Quellgebiet des Kemiflusses ein durchschnittlich 1500' hohes, granitisches Buckelland ohne Seen (das Lappische Bergland), welches durch den 2000' hohen Suolarücken von dem Bergkessel des Enarasees geschieden ist. In pflanzengeographischer Hinsicht gehört dieses ganze Gebiet (nach Trautvetter) zum Vegetazionsbezirk der Weissbirke, wo die Wald- und gesammte Baumvegetazion nur von der europ. gemeinen Kiefer (*pinus sylv.*), der Rothtanne (*pinus vulgaris*), der Weissbirke, Zitterpappel, Eberesche und Weide sammt wenigen anderen Holzgewächsen (wie *taxus baccata*, *ribes uva crista*, *prunus spinosa*, *evonymus europ.*, *rhamnus cath. u. a.*) gebildet wird, während Eichen noch gänzlich fehlen, und die Esche, der Weissdorn, der Sanddorn, Linden u. Ulmen vereinzelt nur ganz im Süden auftreten.

Ad 2. Das Gebiet der Tundern, 6500 □ M. gross, nimmt den ganzen nordöstlichen Theil des Gouv. Archangel'sk ein, gehört in seiner ganzen Ausdehnung der Juraformation (und zwar dem mittleren Oolith) an, und erstreckt sich im Ganzen vom weissen Meere bis zum Polarkreise, über den es nur an wenigen Stellen gegen Süden hinausgeht, dafür aber durch die in den Flusstälern weit gegen Norden (an der Pečora, Indiga und Pjuša beinahe bis zum Meere) reichende Wald- u. Baumvegetazion vielfach durchbrochen erscheint\*). Die Kleinlandstundra u. die Lapta (zu beiden Seiten des unteren Timan) ist niedriges Flachland, die Grosslandstundra hingegen (zwischen Pečora u. dem Ural) höher (150–350), uneben u.

\*) Die Süd- und Westgränze der Tundren ist ganz besonders auf Petermann's Karte von Ost-Europa im Detail verzeichnet.

von dem sog. Garkajanganchoi oder Grosslandsrücken in relat. Höhe von 100—300' durchzogen, der im N im Quellgebiete der Chajpudra 6—700' abs. Höhe erreicht und im O mit dem Ural zusammenhängt. Charakteristisch sind die zahlreichen Seen u. fischlosen Wasserbecken (lajdy der Russen), besonders am Fusse des verzweigten Rückens, so wie bei aller Armuth der arktischen Vegetazion Ruprecht dennoch 5 Arten von Tundrastrichen unterscheidet, nämlich 1. steinige u. fast ganz vegetazionslose Tundren, 2. Flechtentundren (trocken u. mit einer dichten Flechtendecke bedeckt, so der grösste Theil des Grosslandrückens und des nördlichen Timan's), 3. Haarmostundren (wenig feucht, mit Polytrichum bestanden), 4. Torfmoostundren (feucht, mit Sphagnum überzogen), 5. Grastundren, mit einer dichten Grasdecke und Rasen bedeckt (vorzugsweise Riedgras u. Binsen) mit kleinen Sträuchern von Ribes nigrum, rubus (insbes. r. chamaemorus), calluna vulg., ledum palustre, betula nana, juniperus com. u. nana, u. endlich Weiden. Aeusserst zahlreich die Vaccinien.

Ad 3. Das Küstengebirge Pai-choi im äussersten NO (unter 69° n. B. u. 59—62 ö. L.), von Schrenck aufgefunden, von Hoffmann vorzugsweise beschrieben (mit 26 Höhenbestimmungen, meist vom letzteren herrührend), ein Kettengebirge von 2 Ketten, Pai-choi und Pai-daja, und zum Ural geologisch gehörig. Der nördliche Rücken hat 900' durchschnittl. Höhe (5—700' rel., der höchste Gipfel More-pai 1410' russ. nach Schrenck, 1310' nach H.), ist flacher, der südliche, Pai-daja, kürzer, aber höher, steiler u. felsiger (höchster Punkt 1561' nach Sch.). Noch im O kürzere Rücken u. Berge von 600, bis 1000' Höhe bis zum Ural. Die Vegetazion arktisch, meist zur Klasse 1 u. 2 der Tundren gehörig. Das ganze Gebiet cca 500 □ M. umfassend. —

Ad 4. Das waldige Hügel- und Flachland von Nordrussland umfasst den südlichen Theil des Gouv. Archangel'sk, die östlichen Kreise der Gouv. Olonëc u. Novgorod (jenseits des Valdajgebirges), so wie die nördlichsten Bezirke des Gouv. Perm (im Quellgebiete der Vyšera und Kolva), und ist durch den Timanrücken in 2 verschiedene Theile geschieden a) Im äussersten Westen dieses über 10.000 □ M. fassenden Gebietes breitet sich in den Kreisen Pudož, Kargopol und Vytëgra eine waldige u. sumpfige Niederung von 2—300' abs. H. aus, welche auf devonischem Sandstein u. Mergeln u. dem Steinkohlenkalke (der sog. Moskauer Schichten) ruht, u. durch zahlreiche diluviale Muschelbänke, durch beinahe absolute Abwesenheit von erratischen Blöcken, so wie durch zahl-

reiche Seen und Flussläufe charakterisirt sind. Aehnlichen Charakter hat der Isthmus zwischen dem Ladoga- und Onëgasee; nur sind die Diluvialschichten hier viel mächtiger und bedecken beinahe überall die silurischen u. devonischen Schichten in der Gestalt eines, höchstens 300' hohen Hügellandes. Die öde Niederung von Tichvin (im äussersten Südwesten dieses Gebietes, auf devonischem Sandstein ruhend) ist hingegen eben, 3—400' hoch, und beinahe ununterbrochenes Wald- u. Sumpfland mit wenigen Wohnplätzen. Wenig höher sind die waldigen Flächen von Bëlozersk mit ihren zahlreichen u. grossen Seen u. ihrem charakteristischen weissen Boden (von Moskauer Kalkstein), während die Flächen von Vologda u. Jarensk den grössten u. höchsten Theil (4—500') des ganzen Gebietes einnehmend und insgesamt der permischen Formazion angehörend, schon als Plateau's von 1—200' rel. Höhe sich darstellen, auf denen zahllose Reihen und Gruppen von erratischen Blöcken und Grus und niedrige Höhenzüge von diluvialem Lehm u. Sand, sämmtlich in südlicher Richtung streichen und durch eine besondere Vegetazion (von Fichten, sib. Lärchen und Birken, nach Blasius) ausgezeichnet sind. Die Thäler sind weit und wiesenreich, aber mit steilen Rändern und zahlreichen Blöcken (von den Frühjahrsüberschwemmungen herrührend), die auch oben auf den Plateau's sich finden. Grossartige Urwälder, meistens schon der sibirischen Lärche und Tanne (*Larix sib.* und *picea obovata*) mit der europ. Kiefer angehörig, bedecken überall die von den Flüssen entfernten Theile der Plateau's, während die westlichen Niederungen noch insgesamt dem Bezirke der Weissbirke angehören (aber auch schon mit *prunus padus*, wilden Birnbäumen, Rüstern, der Eller [*alnus glut.*]), u. somit den Uebergang von der europ. Vegetazion Finnland's zu dem mehr sibirischen Charakter dieser Waldflächen bilden.\*) b.) Der östliche jenseits des Timan gelegene Theil dieser Region oder das Tiefland der Pečora ist eine nur durchschnittlich wenig über 200' hohe, sumpfige Niederung, meist von halbnomadischen Zyrjänen bewohnt, flach u. gegen N schwach geneigt und bis zur Tundragränze ganz von dichten Wäldern erfüllt, aus denen nur wenige Erhebungen (wie

---

\*) Bereits kommen in diesen auch schon vor (nach Trutvetter): *alnus fruticosa*, *cornus sibirica*, *atragea alpina*, *rosa acicularis* und *spiræa chamædryfolia*, welche ausser der letzteren in ganz Westrussland fehlen. Weiden und der Hornstrauch sind besonders zahlreich und manigfaltig, ebenso *rubus*, *ribes* und *Vaccinien*.

der berühmte Schleifsteinberg=Brusjanaja gora bei Ust-Ščugor an der Pečora u. a., meist der devonischen Formazion u. dem Kohlenkalkstein angehörig) unbedeutend hervorragten. Geognostisch gehört die Pečoraniederung schon den weichen, mergligen und thonigen Schichten der russischen Juraformazion an, welche hier ihre grösste Ausdehnung in Russland findet. Ebenso werden die dunklen Wälder neben der sib. Lärche und der sib. Tanne bereits auch von der sib. Edeltanne (abies sib.) u. der Zirbelkiefer (pinus cembra) zusammengesetzt. c.) Denselben Vegetationscharakter (aber auch schon Linden) trägt in ihrem östlichen Theile auch die bis 150 M. lange und 5—20 M. breite Wasserscheide, welche unter dem bekannten Namen Uvaly diese gesammte Waldregion Nordrusslands gegen Süden einfasst, und an der Gränze der Gouv. Kostroma, Vjatka und Perm' in der Gestalt einer waldigen, wellenförmigen Hochfläche hinziehend, im W die Höhe von 6—700, im O von 600—900' hat, und überall der Juraformazion angehört.

Ad 5. Das Timangebirge (von Ruprecht u. Murchison näher erforscht) ist ein 100 M. langes, 5—20 M. breites Hochland, welches in der Richtung von SO nach NW vom Quellgebiete der Vyčegda, des Vym und der Izma bis zur Indigamündung fortzieht. Der südliche Theil (bis zum Querthale der Cylma im N) erscheint mehr als ein breites, waldiges Plateau (der devonischen und unteren Steinkohlenformation der Moskauer Schichten angehörig) von durchschnittlich 6—800' Höhe, mit kurzen Granit- u. Gneusrücken (die Kuppen höchstens 1500'); der nördliche Theil (bis zum Schwarzen Cap) hat den Charakter eines felsigen Rückengebirges von 2 M. Breite, u. 2000' Höhe, welches von röthlichem Granit (mit Turmalin statt Glimmer) und dunklem Basalt mit Stöcken von Mandelstein gebildet wird, und an welches sich in O und W ähnliche, aber mehr gehobene Plateau's, wie die im südlichen Theile, anschliessen, die aber auch einem weissen quarzigen Sandstein der oberen Steinkohlenformazion angehören. Auf der Halbinsel Kanin das sog. Šemachov'sche Gebirge als Fortsetzung des nördl. Timan, welche beide der Vegetazion der steinigen und trockenen Tundren sich anschliessen, während die Wälder des südl. Theils den sibirischen Charakter der Pečoraniederung theilen.

Ad 6. Das Valdajgebirge, 8—15 M. breit u. einen Raum von circa 600 □ M. einnehmend, ist in seinem nördlichen Theile (bis zu einer Linie von Boroviči nach Toropec) ein 6—800' hohes Plateau, der mittleren devonischen Formazion (plattenförmige

Kalk- u. Sandsteine u. Mergel) angehörig, mit zahlreichen Kuppen u. Hügelgruppen, welche von den oberen devonischen Schichten Russlands (Kalkstein u. Mergel mit Abdrücken von Spiriferen u. Terebratulen) gebildet werden. Der südliche Theil (auch Volchonský-Wald genannt) gehört der unteren Kohlenformation an, erscheint zwar gleichfalls als Plateau, aber von 1000' Höhe, mit wenigen, aber ziemlich steilen Rücken (1—200' rel. Höhe) von weissem Moskauer Kalkstein, mit steilen Thalrändern und zahlreichen Seebecken, schönen Thälern u. dichtgesäteten, industriösen Ortschaften. Die Vegetation der zahlreichen Wälder gehört schon dem Bezirke der Eiche an (s. weiter unten), obwohl die Bestände hauptsächlich aus Kiefern, Fichten und Birken gebildet werden. Die Eiche (hier nur *quercus pedunculata*) findet übrigens, ebenso wie der ihrem Gebiete angehörige weisse Ahorn (*acer platanoides*) bald jenseits des Valdaj im Hügellande von Tver' ihre nordöstliche Gränze, während die Erle (*alnus glutinosa*) bis an den Weissen und Kubenskischen See geht.

Ad 7. Die Plateau'landschaften der Ostseeprovinzen umfassen ausser diesen und dem Gouv. Pskov und dem westl. Novgorod noch das alte Samogitien (jetzt Gouv. Kovno) und die nördlichen Gränzgegenden der Gouv. Vilno und Vitebsk (Flächenraum circa 5000 □ M.), und gehören insgesamt der silurischen und devonischen Formazion an. Zunächst im O, am Valdaj die nur 1—200' hohe Niederung von Novgorod, 6 M. breit, reich an Wiesen, Sümpfen und Ackerland mit zahlreichen Flüssen, an welche sich im W unmittelbar das waldige aber wenig höhere Hügelland von Pskov anschliesst. Jenseits des tiefen Seebeckens der vereinigten Seen von Pskov und des Pejpus (93') und des sumpfigen Narvathales erheben sich die (silurischen) Flächen von Esthland und Nordliefeland zu einer Höhe von 2—400', mit zahlreichen Hügeln und Hügelzügen von 40—60' relativer Erhebung, muldenförmigen und sumpfigen Thälern und der diluvialen Tiefebene am Pernauflusse (100' durchschnittl.). Das mittlere und südliche Liefeland bis zum breiten Dünathale (auf devonischem Boden) ist hingegen ein höchst unebenes, von breiten, sumpfigen Flussthälern (mit steilen Sandsteinrändern) und Seebecken zerrissenes Plateau, welches in 2 Terrassen aufsteigt und von zahlreichen waldigen Hügelzügen in der Richtung von NO nach SW (theils aus erratischen Blöcken und Grus, theils aus dilluvialem Lehm und Sand bestehend) durchzogen ist. Die Terrassen haben 2—400 und 5—800' (besonders im SO), die Hügelzüge bis 100' Höhe. Ebener sind schon die meist nur 2—300' hohen, von

Hügelrücken bis über 400' Höhe durchzogenen Plateau's von Kurland, in denen Sümpfe und Seen immer noch zahlreich sind. Samogitien ist eine waldige, sandige und dünn bevölkerte Fläche von 2—300' Höhe (gleichfalls auf devonischem Boden), aus deren Mitte das (silurische) Plateau von Šavle aufsteigt, welches 3—400' rel. höher ist und bei Lukniki bis über 700' Höhe erreicht und mit dem anstossenden, über 600' hohen Plateau von Vidzy (devonisch) zahlreiche kleine Seen und Sümpfe gemein hat. —

Rücksichtlich der Vegetazion fällt dieses Gebiet sammt dem Valdaj mit (Trautvetter's) Bezirk der Eiche zusammen, wo die Wälder ausser *pinus sylvestris* und *picea vulg.*, den Weissbirken, der Zitterpappel und Eberesche schon Eichenbestände aufweisen. Zugleich erscheinen hier schon mit der Eiche (*quercus ped.*) die Linde (welche noch in Finnland fehlt, aber im O bis über die Úvaly hinaus verbreitet ist), die Esche, die Ulme (übrigens bis über den weissen See im NO hinaus verbreitet, aber wieder erst südlich von den Úvaly), der Faulbaum (*prunus padus*), *betula fruticosa*, *cornus sanguinea*, *evonymus verrucosus*, *salix alba* und *viminialis*, *sambuccus nigra*, *rubus suberectus* und *subinermis* u. a., während andere, im südlichen Finnland mehr als Fremdlinge sich findende Holzgewächse, wie *ribes uva crispa*, *prunus spinosa*, *rhamnus cath.*, *evonymus europ.* und *crathaegus oxye.* hier schon eine ganz allgemeine Verbreitung haben. Der wilde Apfelbaum (*pyrus malus*) ist gleichfalls hier schon (ausser Esthland, dem Gouv. Skt. Petersburg und dem Valdaj) zu Hause, während Hainbuche und Feldahorn noch fehlen.

Ad 8. Die Plateau's und Niederungen von Weissrussland, Litthauen und Polen gehören der pliocenen Formazion an, haben einen Flächenraum von 4500 □ M. und umfassen den grössten Theil der Gouv. Minsk, Vitebsk, Vilno und Augustovo, dann das ganze Gouv. Grodno und Plock, so wie den grössten Theil des Gouv. Varschau und Ljublin und das nördlichste Volynien. Charakter (nach Malte-Brun, Eichwald, Blasius): Tiefe und sandige, im W mehr thonige Ebenen von 400—200' abs. Höhe, gegen W, NW und S allmählich abdachend und von zahlreichen thonigen, sumpfigen und seenreichen Plateau's und Hügellandschaften überhöht, welche meist von diluvialen Lehm zusammengesetzt sind und schöne dichte Wälder tragen, welche in Litthauen und Weissrussland gleichfalls noch in bedeutender Ausdehnung auch in der Niederung auftreten. Die grösseren Plateau's sind: das von Lepel', im Quellgebiet der Berecina und Vilija, 700' hoch, das Pl. von Novgorodek 1000', das

von Slonim, 7—900', das Plateau des berühmten Waldes von Bialovėža (im Quellgebiet der Narev), noch 600' hoch. Am höchsten erscheint das Plateau von Minsk oder Osmjana (von Eichwald so benannt), 800—1100' hoch aufsteigend, während noch der Rand dieses Gebietes gegen das Pripěťthal 5—600' Höhe zeigt. Dieses letztere (von Arsenijev Nizmennoje prostranstvo mit Unrecht genannt) ist eigentlich eine 10—30 M. breite Niederung oder Senkung (die Podlesische), welche vom mittleren Dněpr (zwischen der Berezina- und Tetěřevemündung) im O durch das ganze Flussgebiet des Pripěť und Muchavec bis Brěst Litovsk im W sich ausdehnt und durch ihre kolossalen Urwälder, Sümpfe mit schwimmendem Rasenboden, kleine Seen und ein Gewirr von Flussläufen und Stromarmen eine besondere Berühmtheit in Europa erlangt hat (das klassische Sumpfland Russlands nach Veselovský). Der Boden ist grösstentheils Sand, mit schwarzem Thon (der miocenen Formazion angehörig) gemischt; die Höhe dieses über 1000 □ M. grossen Gebietes beträgt aber immer noch 4—500' (die durchschnittl. Höhe des Königskanals 468', Šlapaň am oberen Pripěť 500', Pinsk 436', Stolin 500', Mozyr gegen 400' u. s. f.). Die mehr bebauten, stark besiedelten und fruchtbaren Flächen Polens haben eine Höhe von 4—200', weniger Sümpfe und Sandboden, und die wenig zahlreichen diluvialen Plateau's derselben erreichen nur 5—700' Höhe (das Plateau von Lomza, der sogenannte Červioný bor, hat über 700', das Plateau bei Sokolov im Gouv. Ljublin 677, das bei Rava und Kališ 600', das bei Konin 540' u. a.).

Hinsichtlich der Vegetazion fällt dieses Gebiet mit Trautvetter's Bezirk der Hainbuche, welche im Norden und Osten desselben zuerst in Russland auftritt, beinahe vollständig zusammen. Zu den Hölzern der 1. 6. und 7. Region gesellt sich hier schon die Hainbuche (*carpinus betulus*), welche sich nur wenig über diesen Bezirk gegen S und O hinaus erstreckt, und bald auch die Steineiche (*quercus robur*), der wilde Birnbaum (*pyrus com.*), die weisse und schwarze Pappel, die Vogelkirsche (*prunus avium*), der Feldahorn (*acer campestre*), ferner *taxus baccata* und Epheu (*hedera helix*). Buchen fehlen noch; ebenso fehlen bereits wieder *betula nana* und *myrica gale* (Gagel). Im Wald von Bialovėža kommt (nach Gilibert) auch noch *evonymus latifolius*, *rhamnus alpina* und *erica tetralix* vor, die sonst überall im niedrigen Russland fehlen.

Ad 10. Die Plateaulandschaften von Volynien und Podolien beginnen eigentlich an der mittleren Weichsel (zwischen

Sądoměř und Pulawy) und am unteren San, und erstrecken sich vom San- und Dněstrthal über das östliche Galizien bis zum Quellgebiete der Goryń und zum Thale des pontischen Bug, im N über das Wiepřthal hinaus bis Radzim (im Gouv. Ljublin) und zur Niederung von Podlesien, während sie im S allmählich in die Steppen von Cherson' übergehen. Auch das obere und mittlere Bessarabien, so wie der grösste Theil der Bukovina und Moldau ist in das Bereich dieser Plateaulandschaften (das Карпатское пространство Arsenijev's) zu zählen, die in Russland einen Flächenraum von 2600 □ M. einnehmen und insgesamt der miocenen Formazion angehören, welche hier vorzugsweise (ausser plastischem Thon, Sand und Meersandstein) durch cerithischen und oolithischen Kalkstein (wie in Mitteleuropa überhaupt) charakterisirt ist. Orografisch betrachtet stellen diese Plateau's Hochflächen dar, welche mit zahllosen felsigen Hügelgruppen und Hügelreihen (zum Theil der Kreideformazion und zwar dem Gault der Karpathen, dem Sandstein und der weissen Kreide angehörig) übersät sind, und auf denen sich auch ganze Plateau's von derselben petrografischen Beschaffenheit erheben. Die absolute Höhe der Flächen selbst beträgt 800—1000', die der Erhöhungen noch 100—300' mehr; die tiefen und zahlreichen Thäler weisen auf ihrer Sohle und an ihren ziemlich steilen Rändern beinahe alle kaino- und mezozoischen Formationen (auch einige palαιοzoische, ja sogar Granit) auf. Am höchsten ist das Plateau von Krēměnec oder Ovrătyn (nach Eichwald, Kreměnec, 1336', überhaupt der höchste Punkt im westl. Russland); 1100' Höhe haben die Plateau's von Frampol und Janov (im Ljublin'schen) und das von Proskurov (in Podolien). Die Flächen im S an der Gränze der Steppen haben noch 7—800' Höhe. Pflanzengeografisch gehört dieses ganze Gebiet noch zum Bezirke der Hainbuche, welche in demselben auch ihre südl. Gränze findet. Der Westen desselben, so wie das Bergland von Polen haben jedoch schon Theil am Bezirke der Buche (*fagus sylvatica*), welche sich nur hier im niederen Russland findet und mit der Hainbuche und Eiche die reinen Laubholzwaldungen, so wie mit der Rothtanne u. Fichte, aber auch schon der Edeltanne die gemischten Wälder zusammensetzt,\*) die sich jedoch gegenwärtig immer mehr auf die höheren Plateau's und die oberen Flussthäler zurückziehen. Eben so finden sich die zahlreichen Dörfer

---

\*) Die Kiefer erreicht ihre Südgränze schon am oberen Bug und Ros (im Parallellkreise von 51°).

meist nur in den Thälern, während die Hochflächen dem Ackerbau gewidmet sind, wohl aber auch Städte und Edelsitze aufweisen. Da diese Region der wärmste Theil Russland's ist, so gedeihen hier auch von Kulturgewächsen Arbusen und Melonen (in Bessarabien auch Wein). Charakteristisch ist für diese Gegenden auch der tatar. Ahorn (*acer tataricum*, jedoch nur im S), aber auch (nach Waga) noch andere westeuropäische Baum- und Pflanzenarten, die im übrigen Russland fehlen, als: die europ. Lärche (*larix europ.*), *euphorbia platyphylla* und *fulcata*, *valerianella dentata*, *pyrus torminalis*, *potentilla rupestris*, *isopyrum thalictroides*, *clematis vitalba*, *ranunculus arvensis*, *digitalis purpurea*, *linaria elatine* und *cymbalaria*, *hypericum humifusum*, *geranium phaeum*, *genista pilosa* und *scoparia*, *pyrethrum parthenium* u. a. Es ist dies überhaupt das europäischste Gebiet Russlands in jeder Hinsicht.

Ad 11. Das Plateau der Ukrajina, im W überall an die Plateau's von Volynien und Podolien anschliessend, im übrigen durch die Ausdehnung der Urgebirgsformation Südrusslands begrenzt (Gneus, oft in Quarzfels übergehend, Glimmerschiefer, mit Gneusgranit wechsellagernd, dann verschiedene Abarten von Granit, alles an vielen Orten von dioritischem und syenitischem Gestein und Thonporfyr durchbrochen und gehoben), — ist um 2—300' niedriger als jene, hat den Charakter einer (insbesondere im O) wellenförmigen Fläche mit felsigen Thalrändern und tiefen, stufigen und von Rohrsümpfen (*plavna*) erfüllten Flussthälern. Flächenraum circa 1800, Theile der Gouv. Podolien, Kiev, Jekaterinoslav umfassend und von Övruč in süd-östl. Richtung und einer Breite von 15—20 M. bis N. Aleksandrovska und Olviopol reichend. Im NO hat dieses Plateau die Höhe von 7—800, am Dnëpr nur 600, im O wieder 6—800'.

Pflanzengeographisch erscheint diese erhabene Region südlich und östlich einer Linie von Olgopol auf Human', Neu-Mirgorod und Kremenčuk (d. h. beinahe die Hälfte derselben) bereits als Grassteppe, während die obere Hälfte noch dem Gebiete der Hainbuche angehört mit der Südgränze derselben, so wie der Steineiche und Kiefer:

Ad 12. Die Plateau- und Hügellandschaften von Mittel- oder Grossrussland umfassen den ungeheuren Raum vom mittleren Dnëpr und vom Südabhange des Valdajgebirges und der Úvaly nach O bis zur mittleren Volga, im S bis zu den Hochsteppen von Südrussland, in welche sie allmählich übergehen. Dieses an 18.500 □ M. haltende Gebiet mit der dichtesten und industriösesten

Bevölkerung des Reiches, hat eine durchschnittliche Höhe von 600', aber bei seiner Grösse und der Mannigfaltigkeit der seinen Boden zusammensetzenden geolog. Formationen dennoch einen verschiedenen orografischen Charakter. a) Die westlichen Gouvernements dieser Region (Mogilev, Černigov, der nördl. Theil von Kiev und Poltáva), meistens der tertiären (eocenen) und der Kreideformation angehörig, tragen den Charakter von weiten Ebenen, welche an vielen Orten, wie insbesondere im Gouv. Černigov, wellenförmig sich gestalten und eine durchschnittliche Höhe von 600' haben. Am höchsten sind die Flächen von Mogilev und Černigov (650—750'), am niedrigsten die von Kiev (4—500) und im nördlichen Theil des Gouv. Poltáva (bis 450'). Die Thäler sind sämmtlich tief (200') und mit steilen Rändern; Gruppen von Kreidefelsen und diluvialen Hügeln zahlreich. b) Die eigentlich mittlrussischen Gouvernements (im Kreise um Moskau gelegen), deren Boden grösstentheils der unteren Steinkohlenformation angehört, sind fruchtbare Ebenen, im N. (in den Gouv. Tver', Jaroslavl', Vladimir' und Niž. Novgorod), wo sie der permischen Formazion angehören, beinahe horizontal, zugleich am niedrigsten (durchschnittl. 400') mit nördlicher Abdachung und mit feuchten, vielfach sumpfigen Thälern und überwiegend mit rothem Letten- und Lehmboden. Das Gouv. Moskvá, Nord-Tula, Rjazan' und das südliche Nižegorod sind zwar auch Ebenen, aber auf dem weissen Kalkstein der Steinkohlenformation ruhend, 600' durchschnittl. hoch, mit tieferen und schönen Thälern und zahlreichen Berggruppen und schluchtenreichen Plateau's, welche die Flächen um 100—250' überragen, den Mergeln u. dem Sandstein der russischen Juraformation angehören, und namentlich bei Moskau selbst (die Sperlingsberge), bei Verejã, Borovsk, Ržev, Zarajsk und Proňsk sich finden. Am höchsten ist das Plateau von Lukojanov (8—900'), welches zwischen den beiden Ardatov in einer Länge von 25 Meilen parallel zur Volga hinzieht. c) Längs der Gränze der mittlrussischen Steinkohlen- und devonischen Formazion (welche letztere hier die geolog. Axe von Süd- und Nordrussland bildet und im Gegensatz zu den anderen devonischen Gebieten Russlands besonders [nach Murchison] durch dünne Schichten von gelblichem, dolomitischen Kalkstein charakterisirt ist), zieht sich von Smolensk über Meščovsk, Kozel'sk, Odójev und Jefremov bis über den Don (bei Lebedjan) hinaus eine breite und vielfach unterbrochene Reihe von kuppenreichen Hügeln herüber, welche 1—200' relativer Höhe erreichen, bereits von Blasius beobachtet und von Pacht und Heltersen für

diluvial erklärt worden sind. Dieser Höhenzug von Mittelrussland (70 M. lang) hat meist eine abs. Höhe von 800', und erreicht in dem waldigen Plateau von Jefremov über 900' Höhe, während die Ebenen nördlich desselben immer noch 700' und darüber hoch sind. d) Auch der südliche Theil von Orél, der nördliche von Voroněž und das ganze Gouv. Kursk, beinahe ausschliesslich der Kreideformation zugehörig (mit ähnlichem Charakter, wie in Mitteleuropa, aber durch grössere Manigfaltigkeit der Sandsteine und durch zahlreiches Vorkommen von Mergeln und Thon charakterisirt), welche aber hier meist schon von der berühmten schwarzen Erde bedeckt erscheint, haben bei ihrem Charakter als Ebenen eine Höhe von 6—700', aber weisen schon in geringer Zahl Hügelgruppen und Plateau's (von diluvialem Lehm und Kreidesandstein) auf, von denen das von Alt-Oskól am höchsten ist (beinahe 900'). a) Die Gouvernements von Penza, Tambov, Voroněž und Sarátov hingegen, insoweit sie nicht Steppen sind, erscheinen auf ihrem, der Kreideformation angehörigen, ebenen, 4—500' hohem Boden, der gleichfalls überall mit schwarzer Erde bedeckt ist, abermals von zahllosen diluvialen Höhenzügen und Hügelgruppen besät und durchsetzt, welche sich insbesondere häufig zwischen dem unteren Chopěr und Don (von 600 bis beinahe 800' Höhe), zwischen dem Don und oberen Ajdar, der Kalitva und dem Čir, zwischen der Medvédica und dem Chopěr (überall nur 460 bis 670' hoch) finden, und im N. von Rjažsk und Sapožok 60 M. weit bis zur Volga ziehen (der Höhenzug von Penza und Simbirsk) und um Penza und Serdobsk die Höhe von 860' erreichen (150—300' rel.). Der südliche Theil dieses weiten Hügellandes ist zwar schon Steppe, orografisch genommen gehört er jedoch Mittelrussland an.

Pflanzengeografisch ist diese Region bis zum Steppenrande die östliche Fortsetzung des Bezirkes der Eiche (nach Trautvetter), welche hier (aber nur die *quercus pedunculata*) neben dem wilden Ahorn (*acer platan.*) der besonders zahlreichen Linde, den Ulmen, Birken, Erlen u. Weiden die Baumvegetation der Fluren und Laubwälder bilden, während Rothtanne, Fichte und Kiefer in Nadel- und gemischten Wäldern je nach der Bodenbeschaffenheit auftreten, welche übrigens gegen S zu immer spärlicher werden. Der Feldahorn erreicht in seiner Nordgränze über Minsk, Mogilev, Orél und Tula nur noch Rjažaň, von wo er längs der Cna bis zum unteren Chopěr geht; der tat. Ahorn (*acer tataricum*) findet sich nur im südlichen Theil dieses Gebietes, die Kiefer hält sich meist mit ihrer

Südgränze an den Steppenrand \*), den sie nur an wenigen Stellen überschreitet, wohl aber von Char'kov und Voroněž in einem hohen Bogen bis zur oberen Oka hinter Tula zurückgeht. Der wilde Apfelbaum hingegen (*pyrus malus*) folgt so ziemlich genau der Nord- und Nordostgränze dieses weiten Gebietes, welches selbst in letzterer Gegend noch beinahe gar keine Anklänge an die mehr sibirische Flora von Ostrussland aufzuweisen hat.

Ad 13. Das Bergufer der Volga (gornyj bereg der Russen) ist im weiteren Sinne (nach Custine und Petermann) das rechte Hochufer dieses majestätischen Stromes von Nižnij Novgorod herab bis Sarepta, welches bis Simbirsk noch als Hochfläche erscheint und der permischen Formazion angehört (absol. Höhe 5—600, relativ 1—200). Oberhalb Simbirsk, dort wo die Jura Höhen bis an die Volga reichen, werden jedoch die Plateaus (meist der Tertiär- und Kreideformazion zugehörig) höher, das Ufer steiler und von zahlreichen felsigen Schluchten zerrissen, und zugleich erscheinen zahlreiche Berggruppen und waldige Rücken aufgesetzt, welche schöne Formen aufweisen, grösstentheils der Juraformazion (insbesondere hier durch bituminöse Mergel mit unreiner Kohle charakterisirt) angehören, und, bei der absol. Tiefe des Strombettes der Volga (+ 60 bis 48' russ.) zu dem linken, durchwegs ebenen, niedrigen und wiesenreichen Ufer dieses Stromes einen grossartigen Gegensatz bilden. Zahlreiche Namen dieser Berge, wie die von Tětjuši, die Hechtberge, die Undarischen und Kašpurischen, die von Černozatan, die Jungfern-, Fuchs- und Schlangenberge u. s. w. Am höchsten sind sie zwischen Syzran' und Jekaterinograd (bis 1150'), zwischen Saratov und Kamyšin (bis 1200'), an andern Orten nur 6—800'. Auch die Hochflächen haben 5—900' Höhe und ragen relativ 1—200' über die im W. anstossenden Hügellandschaften empor. Die Gesammtlänge dieser Berglandschaft beträgt von Simbirsk abwärts 100, die Länge des ganzen Bergufers unterhalb N. Novgorod bis Sarepta über 210 M. Auch die südlich von Sarepta beginnenden lehmigen ergenischen Hügel (der Kreideformazion angehörig und 6—700' hoch) sind diesem Terrain zuzurechnen, welches sich in ihnen 30 M. weiter fortsetzt und das alte Hochufer des diluvialen kaspischen Meeres bildet. Pflanzengeografisch gehört dieses Gebiet bis oberhalb Sarátov zu Mittelrussland, das übrige ist Grassteppe, aber mit zahlreichen Ackerbaukolonien.

---

\*) Nach dem atlas économique et statistique de la Russie d'Europe. 3 ed. 1857.

Ad 14. Das linke oder das sogenannte Wiesenufer der unteren Volga (lugovj bereg) beginnt gleichfalls als beinahe horizontale, triffenreiche, und zum Theile sumpfige Niederung gegenüber von Nižní Novgorod (weit wie ein Meer), wo es noch auf den horizontalen Schichten der permischen Formazion ruht. Von Kazan' abwärts (116', nach Veselovský jedoch 280'), wo breite Höhenzüge als Ausläufer der jenseits der Volga gelegenen Hochflächen bis ans Ufer treten, erscheint das Wiesenufer als ein gegen 2000 □ M. grosses Doppelbecken, von den kamischen Hochflächen im O., und dem Bergufer, an welchem der Volgastrom hinläuft, im W. eingefasst. Der Boden ist zum grossen Theil ein mächtiges Flussalluvium, von schwarzer Erde bedeckt, und auf den kaspischen Diluvialschichten ruhend, so dass beide Becken sich als die nördlichsten Buchten des alten kaspischen Meeres darstellen. Das obere Becken (das B. von Spassk) hat eine Grösse von 800 □ M., eine absolute Höhe von wenig über 50', herrliche Wiesen und Weiden und zahlreiche (russische) Ackerbaukolonien. Das untere B. (von Vol'sk), von dem ersteren durch das Bergufer von Samara geschieden (der Steinkohlenformazion gehörig, beinahe ausschliesslich Fusulinenkalkstein mit lithogr. Schiefer), um welches sich die Volga in einem Buge von 3 M. Durchschnitt und 26 M. Länge malerisch herumwindet, ist etwas grösser (circa 1200 □ M.), aber bedeutend niedriger (Volganiveau bei Chvalynsk + 40, bei Saratov schon — 12), hat beinahe durchaus schon Steppencharakter (aber mit Kolonien), selbst mit salzigem Boden, und verengt sich gegen S allmählich von 10 bis auf 2 M. Breite, während das obere Becken pflanzengeografisch die Vegetazion von Mittel- und Ostrussland vermittelt. *Nelumbium speciosum* (Lotos) als Seltenheit in der Volga, besonders im Saratov'schen.

Ad 15. Die Hochflächen jenseits der Volga (im russischen Zavolžskije polosy, das eigentliche Ostrussland), sammt dem bekannten Obščij syrt, umfassen das gesammte Flussgebiet der Kama (daher auch Kamaflächen), d. h. die Gouv. Kostroma, Vjatka, den nördlichen Theil von Nižegorod und Kazaň, ganz Samará und einen grossen Theil von Orenburg und Perm', und haben einen Flächenraum von 12.000 □ M. a) Sie sind das Hauptgebiet der permischen Formazion in Russland, der sie ausschliesslich angehören und welche hier namentlich durch einen unerschöpflichen Reichthum an Kupfer, Stein- und Quellsalz, Gyps und Alabaster (auch Schwefel) ausgezeichnet, aber meist horizontal (wie überall in Russland) gela-

gert ist. Daher der Charakter dieses ungeheuren Gebietes, als wenig wellige Fläche mit westlicher Abdachung, welche aber als Componente einer südlichen und nördlichen erscheint. Die durchschnittliche Höhe dieser monotonen Flächen ist nur 3—400', jedoch so, dass naturgemäss die östlichen, nördlichen u. südlichen am höchsten sind (jedoch nur bis 700'), während die westlichen nur 100—200' erreichen, ja der Süden des Gouv. Kostroma u. Vjatka bis zur Volga eine entschiedene grosse Niederung u. Tiefebene (von circa 100' durchschnittlich) bildet, das Kostrom'sche und Vjatkische Wiesenufer nämlich. Zwischen der oberen Vjatka und Kama, so wie nördlich von Bugulma (722') bis zum Quellgebiete des Zalmyš geben alle Karten fortlaufende Höhenzüge an (4—500' rel.), deren Namen aber und hypsometrische Verhältnisse so viel, wie gar nicht bekannt sind.

b) Der Ob ščij syrt erscheint als hoher südlicher Rand dieser im N. waldigen, mit zahllosen tiefen, schönen und wiesenreichen Thälern erfüllten Regionen, während ihr südlicher Theil, sammt dem Ob ščij syrt, schon dem Bereiche der Steppen angehört. Dieser selbst ist ein Plateau von 600' Höhe, in 3 Terassen (welche der permischen, der Jura- und Kreideformation gehören) und mit steilen Rändern gegen das Becken von Vol'sk und die tiefen Astrachan'schen Sandsteppen abfallend, daher hier immer noch 2—300' rel. hoch. Die kahlen und felsigen Höhenzüge, welche dem Plateau in ostwestl. Richtung aufgesetzt sind (meist Kreide und Kalkstein) haben 700 bis 750' abs. Höhe.

Pflanzengeographisch bildet dieses Gebiet bis zur Steppen- gränze, welche hier meist dem Thal der Samara folgt, den südlichen Theil des Bezirkes der sib. Tanne und Edeltanne des östlichen Russland, in welchem stufenweise auch die west- und mittelrussischen Pflanzen- und Baumarten ihre nördlichen und südlichen Gränzen finden. Die Zirbelkiefer geht wohl über den nördl. Theil von Vjatka und Perm' nicht mehr herab, dafür setzt die sib. Tanne und Edeltanne u. Lärche (sammt der europ. Kiefer u. Birke) die ungeheuren Waldungen (mehr als 60% der Bodenfläche) von Vjatka, Kostroma, Perm', zum Theil auch die von Nižegorod, Kazaň und Orenburg bis Ufa und zur Bělaja zusammen. Ausserordentlich zahlreich sind in den beiden ersteren Gouvernements noch die Lindenbäume, deren bis in die letzte Zeit jährlich an 600.000 Stück zu den bekannten Lindenbastmatten hier gefällt wurden. Die Ulmen gehen jedoch nur bis Vjatka und Perm', die Erle (*alnus glutinosa*) bis Větluga, Nolin'sk, Sarapul und zum Ai, *acer platanoides* bis Kostroma, Malmyš und der

unteren Bělaja (*quercus pedunculata* wenig südlicher), während *pyrus malus* nur noch im westlichen Samara, *acer tataricum* nur im südlichen Samara und Orenburg vorkommen, die Kiefer ihre Gränze genau der Steppe anpasst. Charakteristisch sind aber noch *viburnum opulus*, *rhamnus frang.*, *coryllus avellana*, *crataegus sang.*, *sambuccus racemosa*, *lonicera tartar.*, *amygdalus nana* und *solanum persicum*, wogegen wahrscheinlich schon *spirea*, *rosa acicularis*, *ribes alp.*, *cornus sang.* und *arctostaphylus*, dann *betula humilis* und viele Weidenarten aus dem nördl. Theil des Bezirks der Edeltanne fehlen.

Ad 15. Die Hoch- oder Grassteppen Südrusslands beginnen \*) südlich einer vielgekrümmten Linie von Kišinëv auf Dubosary, Balta, Humañ, Novomirgorod, Kremenčuk, Poltava, Char'kov, Volčansk, Birjuč, Ostrogožsk und Korotojak zum Don. Von hier geht die nördliche Steppengränze am Bitjug bis gegen Tambov hinauf, dann längs der Vorona nach Balašov und aufwärts über Atkarsk und Ozerki nach Vol'sk, und längs des grossen Irgiz und der Samara zum Obščij syrt und Ural. Die Südgränze dieses über 7000 □ M. grossen, beinahe durchaus mit schwarzer Erde bedeckten Gebietes hält genau den Südrand des postpliocenen Steppenkalks (Murchison's) ein und reicht somit in der Linie von Akjerman bis Cherson', dann von Mariupol bis zur Donmündung an's Meer, während die übrige Südgränze im W mit der neuen polit. Gränze gegen die Moldau (seit 1856), dann mit einer Linie von Cherson' über Neu-Askaniien zum Liman der Moločnaja, und von N. Čerkask mit dem Süd- und Ostrande der Ergenischen Hügel, dem Bergufer bis zum Irgiz und dem Südabhange des Obščij syrt zusammenfällt. Geologisch betrachtet gehören diese ungeheuren Grassteppen, durchbrochen von ausgedehnten Weizenäckern und anderen einträglichen Kulturen (besonders von Zuckerrübe, Raps und Tabak), besetzt mit blühenden Kosaken- und Kolonistendörfern und mehreren neuartigen, lebhaften Städten, den verschiedenartigsten alten und neuen geologischen Formationen Südrusslands an und haben einen mannigfaltigen orografischen Charakter u. eine verschiedene Höhe. Gemeinschaftlich sind ihnen nur ausser dem üppigen Grasgewande und den phytografischen und klimatischen Verhältnissen die schwarze Erde und mit ihr eine fabelhafte Fruchtbarkeit des Bodens, die charakteristische Thierwelt und Bodenwirthschaft der Steppen, dann die tiefen, stufigen Flussthäler mit ihren meist schleichenden, verhältnissmässig wasserarmen

\*) Nach Veselovský und dem Atlas économique et statistique.

Strömen (insbesondere im O und der Mitte), endlich die zahllosen Lehmschluchten (rytviny oder balki) u. in Bereiche des Steppenkalkes, der die Steppe im S beinahe überall umsäumt, die verwandten Steinschluchten (ovrági). Im übrigen sind diese Steppen überall hoch und nach Massgabe der geolog. und stratografischen Beschaffenheit des Terrains entweder eben, wellig, oder von (diluvialen) Lehm- und Sandhügeln erfüllt und durchzogen, denen sich (besonders auf dem Kreidboden und der Steinkohlenformation) auch nackte Klippen und Felsrücken anschliessen. Die miocene Steppe von Bessarabien oder Budžak und die von Podolien senkt sich von O und N gegen Süden von 800—200', ja auf dem Steppenkalk bis 100' (die Meeresküste ist überall hoch und von den ovrági durchsetzt); die Zaporogische Steppe (Urgebirgsboden) hat zwischen Dněpr und Ingulec nur 3—400', weiter aber 6—800' Höhe (besonders am Kalmjus). Niedriger ist die eocene Steppe von Poltava („das wilde Feld“ der alten Polen, zwischen 4—600'), höher die Kreidesteppen von Char'kov u. Voroněž (4—700'), oder die Steppe der Ukrajina. Am höchsten sind ausser den bereits erwähnten Steppen im Lande der Donschen Kosaken (den Donsteppen) und dem Obščij syrt, die Steppen zwischen der (westl.) Samara, dem Kalmjus und dem Donec, oder die Lugańschen Steppen, der unteren Steinkohlenformation angehörig und berühmt durch ihre Anthrazite und Pechkohlen, welche wie eine mächtige paläozoische Insel über das niedrigere Terrain der jüngeren Formationen der Steppen emporragen. Im NW erscheint die durchschnittliche Höhe derselben zwar nur bei 500', im S ebenfalls, aber schon Bachmut (auf permischem Boden) hat 700', der Nordrand bis 800', die Gegend am oberen Mjus sogar bis 1200' Höhe. — Kurgane (Hünengräber) überall und zahlreich.

Pflanzengeographisch und überhaupt physikalisch sind die Steppen theils wissenschaftlich (insbesondere von Pallas, Goebel, Brincken, Bode, Noeschel, Koch u. a., klimatisch in unübertrefflicher Weise von Veselovský), theils belletristisch (besonders von Kohl) viel zu sehr beschrieben worden, so dass ich nur Einiges (nach Noeschel, Kohl und Koch) hervorhebe. Insbesondere ist es die beinahe gänzliche Wald- und Baumlosigkeit (nur der wilde Birnbaum kommt zerstreut vor, und die Kiefer mit verkümmertem Eichen-, Ahorn- und anderem Gebüsch reicht in den Flusstälern stellenweis in die Steppe hinein), die Verkümmernng aller Baumarten zu Gebüsch und Sträuchern (in den Steppen vorzüglich Hagedorn, in den Lehmschluchten *prunus padus*, *chamæcerasus*, *amygdalus nana*, *sarothamnus scoparius*,

Arten von *cythisus*, Weiden, Himbeeren, Schneeballen, Tamarinden, *acer campestre*, *caragena frutescens*, *rhamnus*, *ephedra vulg.* u. a., an den Flüssen Rohr- u. Binsengebüsch) u. in dem wogenden Grasmeere der Hochsteppen die verschiedensten Arten des 6—8, ja bis 12' hohen Steppengrases (*burjan* der Russen, besonders den *compositæ*, *dipsacæ*, *umbelliferæ*, *papilionacæ* und *labiatæ* angehörig, von den 3 letzteren meist nur Disteln) und andere niedere Gräser (1—2', meist *capillata* u. *pennata*) ohne Rasenbildung, alles mächtig, dicht u. knorrig, welche die pflanzengeografische Physiognomie dieser Steppen bilden. Von anderen charakteristischen Pflanzen dieser Steppen sind es besonders die Artemisien, *verbascum*, *euphorbia*, die Achilleen und von Blütenpflanzen Tulpen, Hyacinthen, Schneeglocken (*galanthus niv.*), Schwertlilien u. a., welche am meisten hervortreten.

Ad 17. Die Tiefsteppen oder die taurischen, kaspischen u. kaukasischen Steppen nehmen die 11—12000 □ M. grosse Niederung und Senkung am nördlichen und östlichen Rande des schwarzen Meeres, auf dem kaukasischen Isthmas und am kaspischen Meere bis zum Südrande der Hochsteppen ein und haben als ehemaliger Boden des (diluvialen) kaspischen Meeres (welcher vorzugsweise aus Tuffthon und Sand mit Resten von noch immer im kaspischen Meere lebenden Muscheln besteht), nicht blos eine von den Hochsteppen ganz verschiedene Bodenbeschaffenheit, sondern ganz andere orografische, hypsometrische und pflanzengeografische Verhältnisse. Im grossen Ganzen erscheinen sie überall als eine im W wenig über + 50 erhobene, im O bis — 80 gesenkte, wellige Fläche, dem Niveau eines erstarrten Meeres ähnlich (nach Goebel u. a.), mit unzähligen trockenen Schluchten (*balki*) und Thälern und niedrigen Höhenzügen, welche mit Hügeln von Flugsand (*rynpeski*, im O auch von Gyps und Alabaster) und wenigen zerstreuten Bergen von 1—200' rel. Höhe und meist der devon. Formazion angehörig (nur im O vorkommend) abwechseln, und wozu auch im O und in den Kaukasussteppen noch zahlreiche Salzseen und Salzmoräste (*slančaki* und *chunduki* der Russen) hinzutreten. Die taurischen Steppen (900 □ M. gross) haben höchstens 50' Höhe (der südl. Theil unterhalb einer Linie von *Bakal* nach *Čakul* ist jedoch eine 400' hohe Steppe, dem Steppenkalkstein angehörend), die Steppen der *Nogaier* und die von *Stavropol* erreichen zwar in der Mitte in einer längs der kaukasischen Strasse hinziehenden Bodenanschwellung bis 360' Höhe, senken sich aber rasch, besonders im O bis unter das Meeresniveau (bis — 60). Die *Kalmykensteppe* hat kaum 50' abs.

Höhe, steht aber über die Volga nur 20' durchschnittlich an; die Kirgisensteppe fällt diesseits des Uralflusses von 200' (am Obsčij syrt) rasch bis zum Niveau des kaspischen Sees ab, u. ist besonders durch ihre Flugsandhügel (nur 14—35' hoch), Salzsümpfe und Salzseen (darunter der berühmte Elton und Baskumčat), Steppenflüsse und isolirten Berge (darunter der von den Nomaden für heilig verehrte grosse Bogdo, der kleine Bogdo und die Gypshügelgruppen Čapčači und Arzagar) ausgezeichnet, welche Eigenschaften sich auch in der Kirgisensteppe jenseits des Uralflusses wiederholen (die Inder'schen Hügel von Gyps, der eocene Ak-Murun und Bakyr u. a.), obwohl sie gegen den Ust-jurt bis 250', an der oberen Emba sogar bis 300' ansteigt.

In pflanzengeografischer Hinsicht charakterisiren sich diese Tiefsteppen durch niederen Graswuchs, durch überwiegende Salzkräuter und beinahe gänzliche Baumlosigkeit, welche oft in eine förmliche Vegetationsabwesenheit umschlägt. Ebenso haben die Pflanzen mehr asiatischen Charakter u. bilden eigentliche Steppenfloren. Von Bäumen (die jedoch ausschliesslich nur an Flüssen zu finden sind) nennt Lehmann (bei Bunge) insbesondere Tamarinden (8 Arten), den bekannten Saksaul (anabasis ammodendron), Karagenen, ammodendra, ephedrae, ammothamnus Leh. und Pappeln. Futterkräuter der Nomadenheerden sind besonders aristida pennata, elymus sabulosus, lasiagrostis splendens, triticum orientale, bromus inermis und tectorum. Von anderen Pflanzen salsolaceæ, Astragalen, Cruciferen, zygophylla, Artemisien, Scarzoneren u. a. Pallas nennt auf Sandflächen besonders noch iris nana und graminifolia und cheiranthus montana, auf schwarzer Erde hesperis tristis, Astragalus Cicer und hamosus, onosma echinoides, auf trockenen Flächen ornithogalum umbellatum, crambe orientalis, die veronica austriaca, ranunculus illyr. und lanuginosus, an feuchten Stellen lepidium perfoliatum, teucrium chamaedris u. a.

#### Naturwiss.-mathem. Section am 31. Dezember 1866.

Anwesend die Herren Mitglieder: Weitenweber, Ammerling, v. Leonhardi, Nowak, Schmidt v. Bergenhold; als Gäste die Herren: Rösel, Štolba und Walter.

Das ausserordentliche Mitglied Herr Alois Nowak hielt einen Vortrag: Über die Nothwendigkeit der Annahme eines allgemeinen (concentrischen) Hohlraumes zwi-

schen der Erdrinde und dem Erdkern so wie über die Wahrscheinlichkeit gewisser darin stattfindender Vorgänge.

Nach einer kurzen Einleitung rekapitulirte der Vortragende dasjenige, was hinsichtlich der Erdrinde und des Erdkernes bisher theils völlig sichergestellt, theils beinahe allgemein als höchst wahrscheinlich betrachtet wird.

Hieran anknüpfend suchte Herr Nowak zunächst zu erweisen:

1. dass das Erd-Innere oder der sogenannte Erdkern eine mineralische Masse,

2. dass dieser mineralische Erdkern ein kompakter, nicht ein in seiner Masse, wie man anzunehmen pflegt, sondern nur an seiner der Erdrinde zugewendeten Oberfläche im heissflüssigen („feuerflüssigen“) Zustande befindlicher Körper sei; und

3. dass die dermalige Dicke der Erdrinde mit Recht auf nicht mehr, als beiläufig 5—6 d. Meilen geschätzt werde.

Sofort zeigte Hr. Nowak, wie schon aus der gebührenden Würdigung der unbezweifelbaren manigfachen Wandlungen, welche die Erdrinde bezüglich ihrer Form bereits überstanden hat, wie nicht minder aus der umsichtigen Würdigung der dermaligen, nun seit vielen Jahrtausenden im Allgemeinen unverändert fortbestehenden Erdrindenform auf sehr ausgedehnte, die Erdrinde vom glühenden Erd-Inneren trennende Zwischenräume geschlossen werden müsse.

Der Vortragende erinnerte daran wie zur Erklärung sehr vieler geologischer Prozesse von den Geologen aller Schulen mehr weniger ausgedehnte unterirdische Hohlräume zu Hilfe genommen worden seien und wie solcher insbesondere den Plutonisten geläufigen Annahme selbst die extremsten Vertreter des Neptunismus nicht gänzlich entzogen werden können. Er zeigte aber auch, dass weder die Plutonisten noch die Neptunisten es in dieser Richtung zu irgend welchen bestimmten klaren Vorstellungen haben bringen können und dass zum befriedigenden Verständnisse selbst nur der Erdrindenform so wie der Wandlungen dieser letzteren keine der beiden Theorien in ihrer jetzigen Verfassung genüge.

In noch sprechenderer Weise aber, als die geologischen Bildungs- und Umbildungsprozesse, zeugen nach Hrn. Nowak die vielen seit historischer Zeit bereits vorgekommenen und noch vorkommenden weitverbreiteten, halbe, ja ganze Continente erschütternden

Erdbeben für das Dasein eines allgemeinen, zwischen Erdrinde und Erdkern vorhandenen Hohlraumes, während die ungleich häufigeren nur lokalen Erdbeben ihre Ursache und Erklärung in zwar ähnlichen doch aber nur innerhalb der Formationen der Erdrinde vor sich gehenden Prozessen finden.

So wahrscheinlich aber, meinte der Vortragende weiter, schon durch die bisher geführten Erörterungen die Annahme eines allgemeinen concentrischen Hohlraumes zwischen Erdrinde und Erdkern geworden sei, so liege doch noch in keiner derselben eine wahrhaft zwingende Nothwendigkeit zu einer solchen Annahme.

Geradezu gezwungen jedoch werde man zu der in Rede stehenden Annahme sogleich und müsse dann dieselbe ebenso einfach und naheliegend wie plausibel finden, sobald man den Gegenstand von zwei anderen, bis jetzt leider zum Nachtheile der Wissenschaft, noch gar nicht benützten, ja nicht einmal erkannten Standpunkten aus in Betrachtung zieht. Als solche nun bezeichnete Hr. Nowak:

1. die unterirdischen Abflüsse des Oceans und aller unserer grösseren Binnenseen; und

2. die tellurische Abstammung fast aller Quellen unserer Continente und Inseln.

Was jene unterirdischen Abflüsse anbelangt, so folgerte Herr Nowak, dass dieselben insbesondere wegen der von Niemanden in Abrede zu stellenden, nirgends gänzlich fehlenden und dabei überall zu diesem Behufe mehr weniger genügenden Porosität der Erdrinde überhaupt und jener der verschiedenen Meeres- und Seebecken speciell, ferner aber darum angenommen werden müssen, weil die Verdunstung, von welcher man bis zur Stunde glaubt, dass sie und fast nur sie allein die Gesamteinnahme des Oceans — letztere gegeben durch die Zufuhren der einmündenden Gewässer und die direkt auf den Ocean fallenden meteorischen Niederschläge, — wie nicht minder die Gesamteinnahme vieler ganz abflussloser Binnenseen, so wie endlich den Ueberschuss, welcher sich bei nicht abflusslosen Seen zwischen Einnahme und Ausgabe doch noch herausstellt, vollständig verzehre und sofort an die Atmosphäre zurückerstatte, dieser ihr zugemutheten übermässigen Aufgabe durchaus nicht gewachsen sei.

Besagte Unzulänglichkeit der Verdunstung lässt sich nach Herrn Nowak's auf Grund von ihm angestellter Berechnungen gegebener Versicherung, wenigstens beim Todten, dann beim Kaspischen und Mittelländischen Meere durch ziemlich verlässliche Ziffern erweisen.

Sei man aber bei den eben genannten See- und Meeresbecken gegenüber der Thatsache des im Ganzen unveränderlichen Niveau's gezwungen, den von der Verdunstung nicht verzehrten, sehr beträchtlichen Ueberschuss der jährlichen Einnahme auf anderen Wegen, also unvermeidlich durch nach innen gerichtete, durch centripetale, kurz durch unterirdische Abflüsse verschwinden zu lassen, so liege es nahe, ja könne man gar nicht umhin, auch bei dem weiten Ocean an das Stattfinden und Vorhandensein unzähliger unterirdischer Abflüsse zu glauben, trotz dem, dass es bezüglich dieses Oceans vor der Hand noch nicht möglich sei, das Ungenügende der Verdunstung bis zu demselben Grade höchster Wahrscheinlichkeit darzuthun, wie bei den besprochenen kleineren See- und Meeresbecken.

Was andererseits die tellurische Abstammung fast aller unserer Quellen und quellenspeisenden Grundwässer betrifft, so wiederholte der Vortragende in gedrängter Kürze nur die wesentlichsten der zahlreichen von ihm seit Jahren gegen die bisherige Quellentheorie geltend gemachten, theils früheren Forschern und Denkern entlehnten, theils neugewonnenen Argumente und sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, dass namentlich wiederholte chemische Untersuchungen von der Art, wie die vor Kurzem von Heinrich Struve „über die artesischen Wasser und untersilurischen Thone von Skt. Petersburg“ angestellten, dann wiederholte unbefangene Beobachtungen der hochinteressanten Schwankungen des Quellenergusses und des Grundwasserstandes die bisherige, nur durch den Schein bequemer Einfachheit bestechende Quellentheorie schon in nächster Zeit als eine durchaus unhaltbare und irrige herausstelle, und zu der eben erwähnten Annahme einer fast durchgehends tellurischen Abstammung der Quellen und Grundwässer führen werden.

Sobald aber erst diese beiden Prämissen zugegeben sein würden, müsse man auch, meinte Herr Nowak, einen allgemeinen zwischen Erdrinde und Erdkern befindlichen, dabei sehr geräumigen Hohlraum, den der Vortragende kurzweg den tellurischen nennt, zugestehen.

Einerseits nämlich könne man nicht umhin, sich die durch die unzähligen unterirdischen Abflüsse des Oceans und aller grösseren Binnenseen unaufhörlich nach innen dringenden Wassermassen zusammengenommen als sehr beträchtlich zu denken, und müsse man sofort, in Erwägung der unter der Erdrinde waltenden enormen Hitze, beziehungsweise gegenüber dem glühenden Erdkern, eine eben so beharrliche wie immense Bildung von Wasserdampf annehmen und

müsse es endlich für letzteren einen zureichend weiten unterirdischen Raum geben, einen Raum, mindestens eben so ausgedehnt, als auf unserer Oberfläche sich der Ocean selber ausbreitet.

Weil aber die unterirdischen Abflüsse des Oceans und aller unserer grössern Binnenseen, wenn auch mit wechselnder Intensität, so doch unaufhörlich stattfinden, also auch ohne Unterlass, wenn gleich ebenfalls zu gewisser Zeit mehr zu anderer weniger Wasserdampf in jenen unterirdischen Räumen entwickelt wird, dieser Prozess jedoch in einem abgeschlossenen Raume nur dann ununterbrochen stattfinden kann, wenn ebenso wie hier fortwährend neue Wasserdämpfe gebildet werden, dort bereits vorhandene und übermässig gespannte Wasserdämpfe wieder in flüssiges Wasser verwandelt und als solches niedergeschlagen werden, so folgt weiter, dass es unterirdische grosse Recipienten für diese nothwendig anzunehmenden Wasserdampfniederschläge geben müsse. Erwäge man nun die Gestaltung der Erdrinde, die durchgehends mehr weniger convexen Erhebungen derselben zu Continenten und Inseln und gebe man der ziemlich ungezwungenen Verstellung Platz, dass sich unterhalb diesen mehr weniger beträchtlichen Convexitäten der Erdrinde eben so viele, denselben entsprechende Concavitäten vorfinden, so dringt sich von selbst der Gedanke auf, dass die aus den unablässigen Abflüssen des Oceans und der Binnenseen im tellurischen Hohlraume entstandenen Wasserdämpfe, insofern sie nachträglich wieder in flüssiges Wasser verwandelt und präcipitirt werden, sich als solches flüssiges heisses Wasser nur eben in jenen natürlichen grossen unterirdischen Recipienten ansammeln können, als welche sich ihnen die vorerwähnten Concavitäten der Erdrinde d. h. die Räume unter unseren Continenten und Inseln in geeignetester Weise darbieten.

An diese Vorstellung aber knüpfen sich unabweisbar sogleich zwei andere.

Erstlich ist es nämlich nicht denkbar, dass die in den eben-erwähnten Concavitäten allmählich angesammelten heissen Wasser nach innen hin unmittelbar auf dem glühenden Erdkern aufliegen; vielmehr muss angenommen werden, dass auch zwischen diesen unter unsern Continenten und Inseln geborgenen Ansammlungen heissen Wassers und den ihnen entgegensehenden Parthieen der glühenden Erdkern-Oberfläche sich ein wohl von Dämpfen und Gasen erfüllter, sonst aber hohler Raum befinde; denn nicht nur, dass ja immer, wo Wasser überhaupt in die unmittelbare Nachbarschaft einer glühenden Masse kömmt, Wasserdämpfe entwickelt werden und diese für

ihre Ausdehnung Raum bedürfen, so wie ferner, dass selbst das Glühen der Oberfläche des mineralischen Erdkernes nirgends ohne die Entwicklung mannigfacher, Raum verlangender Gase bestehen kann, so wäre ja auch, sobald dennoch das für uns nicht Denkbare stattfände und wirklich die heissen, unter unsern Continenten und Inseln befindlichen Wässer unmittelbar bis an die glühende Oberfläche des Erdkernes hinabreichen möchten, aus Abgang der erforderlichen, ja unerlässlichen Recipientenräume sofort alle weitere Dampfpräcipitation im tellurischen Hohlraume aufgehoben, wodurch wieder unvermeidlich alles weitere Einfließen von Meer- und Seewasser in den letzteren suspendirt, durch diese Suspension der unterirdischen Abflüsse aber wieder ein continuirliches Steigen des Niveaus aller unserer Meere und grösseren Binnenseen herbeigeführt werden möchte, welches letztere aber niemals stattfindet.

Als zweite Consequenz aber ergibt sich, dass überhaupt dann, wenn einmal die unter unseren Continenten und Inseln befindlichen Recipientenräume von den ihnen zugeführten Mengen des aus dem Dampf- in den flüssigen Zustand zurückversetzten Wassers bis auf jenen vorhin bezeichneten Raum zwischen besagten Wässern und dem glühenden Erdkern gänzlich erfüllt sind, weitere Wasserzufuhren in diese Recipientenräume durch abermals vor sich gehende Dampfcondensationen nur dann möglich sind, wenn dafür vorgesorgt ist, dass die in Rede stehenden unter unsern Continenten und Inseln geborgenen Vorräthe heissen Wassers eben so stetig nach aussen hin d. i. in die Zerklüftungen der Erdrinde und durch diese endlich an die Oberfläche der Erdrinde selbst so viel Wasser abgeben, als sie von unten und innen her d. i. aus dem tellurischen Hohlraume immer und immer wieder neugebildetes flüssiges Wasser aufzunehmen haben.

Schon also die consequente Erwägung all' desjenigen, was unvermeidlich erfolgen muss, wenn es wirklich einerseits unterirdische Abflüsse unserer Meere und andererseits einen glühenden Erdkern gibt, führt in zwingender Weise ebensowohl zur Annahme eines allgemeinen tellurischen Hohlraumes (zwischen Erdrinde und Erdkern) wie andererseits zur Annahme eines tellurischen Ursprunges fast aller unserer Quellen.

In umgekehrter Weise zwingt uns (nach Hr. Nowak) die gebührende Würdigung der thatsächlichen Eigenschaften und Verhältnisse fast aller unserer Quellen und Grundwässer, zunächst allgemein unter unsern Continenten und Inseln verbreitete Vorräthe heissen, nicht

durch Einsickerung von Regen, Schnee u. dgl. entstandenen, sondern eines von den meteorischen Niederschlägen unabhängigen Wassers anzunehmen.

Diese ungeheuren Vorräthe eines nicht aus der Atmosphäre eingesickerten unterirdischen Wassers aber und ganz besonders deren Unerlöschlichkeit, verbürgt durch das notorisch seit Jahrtausenden fortbestehende Hervorrieseln von Millionen Quellen, lassen sich nur dann begreifen, wenn man sowohl für deren erste Ansammlung unter unsern Continenten und Inseln wie für deren stetige Ergänzung den genügenden Fond und zwar ebenfalls unter der Erdrinde aufzufinden im Stande ist.

Woher aber anders, als aus den unterirdischen Abflüssen des Oceans und aller grösseren Binnenseen, und in welcher anderen Weise als durch Vermittlung eines in einem allgemeinen zwischen Erdrinde und Erdkern vorhandenen Hohlraume stattfindenden unaufhörlichen Prozesses von Dampfbildung und Dampfcondensation könnte dieser geboten werden?

Insofern nun Hr. Nowak die feste Ueberzeugung hegt, dass sowohl die Annahme unterirdischer Abflüsse des Oceans und aller grösseren Binnenseen, wie nicht minder die Ansicht von der tellurischen Abstammung fast aller unserer Quellen und quellenspeisenden Grundwässer der Hauptsache nach unumstösslich sei, hält er dafür, dass auch die Annahme eines fast allgemeinen concentrischen Hohlraumes zwischen Erdrinde und Erdkern eine nothwendige und unvermeidliche genannt werden dürfe und dass erst mit dieser Annahme der unterirdische Theil der gesammten Wassercirculation der Erde in naturwahrer Weise erfasst werden könne.

Schliesslich einigen möglichen Einwendungen beugend und sodann noch auf mehrere Momente aufmerksam machend, welche bei Zugrundelegung seiner Theorie sich so zu sagen von selbst ergeben, dabei einzelne dieser Momente näher beleuchtend sprach Hr. Nowak den angelegentlichen Wunsch aus, dass man das von ihm Vorgetragene beachten und wenigstens der Prüfung werth finden möge, weil sich dann gewiss gar bald Manches aufklären würde, was man bezüglich sehr vieler Erdbeben-, vulkanischer, geologischer, hydrologischer und meteorologischer Erscheinungen unseres Erdkörpers trotz allen Fleisses und Scharfsinnes bisher doch noch niemals in völlig befriedigender Weise zu deuten und zu erklären im Stande gewesen.

## Verzeichniss der seit 1. Juli bis letztem Dezember 1866 eingelangten Druckschriften.

Bulletins de l'academie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 34<sup>me</sup> Année, 2<sup>me</sup> Ser. T. 20. Bruxelles 1865  
35<sup>me</sup> An. 2. Ser. T. 21. 1866.

Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt. Bd. 16. N. 2. 3.

Abhandlungen der phil. philol. Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bd. 10. Abth. 3. Bd. 11. Abth. 1.

Annuaire de l'academie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique 1866. 32 Année.

Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'academie roy. des sciences, des lett. et des beaux-arts de Belgique. Collection in 8<sup>o</sup> T. 18.

Mémoires de l'academie roy. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. T. 35.

Mémoires de l'academie imp. des sciences de St. Petersbourg. VII. Série. T. 9. Nr. 1—7. T. 10. Nr. 1. 2.

Bulletin de l'academie imp. des sciences de St. Petersbourg. T. 9. Nr. 1—4.

Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. Main für das Rechnungsjahr 1864—1865.

Monatsberichte der k. preuss. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1865, 1866. April-, Mai-Heft.

Sitzungsberichte der k. bayer. Academie der Wissenschaften zu München. 1866. I. Heft 3.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 18. Heft 1. 2.

Annals of the Lyceum of natural history of New-York. Vol. VIII. N. 4—10.

Proceedings of the academy of natural sciences of Philadelphia. 1865. N. 1—5.

Proceedings of the Boston society of natural history. Vol. X. Bog. 1—18.

Proceedings of the american academy of arts and sciences Vol. VI. Bog. 36—63. Vol. VII. Bog. 1—12.

Astronomical and meteorological observations made at the united states naval observatory during the year 1863.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution, showing the operations, expenditures and condition of the institution for the year 1864.

The transactions of the academy of Science of St. Louis. Vol. II. N. 2.

Naturkundig tijdschrift uitgegeven door de koninklijke natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch Indie. Deel 28. Aflev. 4—6. Deel 29. Aflev. 1.

Bericht über die Sitzungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle im Jahre 1865.

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 11. H. 2.

Wagner Georg Wilh. Justin. Die Wüstungen im Grossherzogthum Hessen. Darmstadt 1865.

Mittheilungen der k. k. geografischen Gesellschaft. 9. Jahrg. 1865.

Bulletin de la société imp. des naturalistes de Moscou. Année 1866. N. 1.

Magy. tudom. akadémiai almanach 1863. 1864. 1865.

Monumenta Hungariæ historica 19. 20. 21. 22.

A magyar tudományos akadémia jegyzőkönyvei 1863. I kötet, 1. füzet; 1864. II, 1.

Budapesti szemle. Szerk. és kiad. Csengery Antal. 61—70 f.

Budapesti szemle. Szerk. és kiad. Csengery Antal és Lónyay Menyhért. Új folyam I köt. 1, 2 és 3 f.

A magyar birodalom természeti viszonyainak leírása. 4—7 f.

Statistikai közlemények. I, 2; XII, 6.

Magyar akadémiai értesítő. A math.- és természettudományi osztályok közlönye IV, 2 és 3.

A phil.- törvény- és történettudományi osztályok közlönye. IV, 1 és 2.

A nyelv- és széptudományi osztályok közlönye. XI, 4.

Archeologiai közlemények. III, 4; IV, 2 és 3.

Jahrbücher des Vereins von Altherthumsfreunden im Rheinlande. Heft 37—40.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge 11. Jahrgang.

Jahresbericht 43. der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.

Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische

Cultur. Abtheilung für Naturw. and Medizin. 1865/66. Philos.-hist. Abth. 1866.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1865.

29. Nachricht über den historischen Verein für Niedersachsen.

V. Supplementband zu den Annalen der Münchener Sternwarte.

Verzeichniss von 9412 Aequatorialsternen. München 1866.

Die Gottesurtheile der Indier. Rede gehalten von Emil Schlagintweit. München 1866.

Sciences mathematiques et physiques chez les Belges au commencement du XIX. siècle par Quetelet. Bruxelles 1866.

Annual report of the trustees of the museum of comparative zoology at Harvard college. in Cambridge. 1864. 1865.

Illustrated Catalogue of the museum of comparative zoology at Harvard college Cambridge 1865. N. 1. 2.

Josef Leidy M. D. Cretaceous reptiles of the United states. Philadelphia 1865.

Peltier M. Faut-il terminer les paratonneres par des pointes ou par de boules? Bruxelles. 1865.

Quetelet. Sur le cinquième congrès de statistique tenu a Berlin. Bruxelles 1864.

Sur les étoiles filantes et leurs lieux d'apparition, par M. M. Ad. Quetelet, Le Verrier, Haidinger et Poey. Bruxelles 1864.

Cinquantième anniversaire de la reconstitution de l'Academie. Bruxelles 1866.

Sur l'état de l'atmosphère à Bruxelles pendant l'année 1865, par M. Ernest Quetelet. Bruxelles 1866.

Condition and doings of the Boston society of natural history as exhibited by the annual reports of the custodian treasurer, librarian and curators. May 1865. Boston 1865.

W. Merrill C. M. On the crystalline nature of Glass. — Experiments with the ammonium amalgam. — Crystallization of Sulphur. — A brief sketch of the modern chemical theory of chemical types. (From the american journal of science and arts.)

Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber, herausgegeben von Marcus Jos. Müller. 1 Heft. München 1866.

Bulletin of the museum of comparative zoology. Cambridge Massachusetts. U. S. A. p. 1—70.

Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afd. Letterkunde. 9. Deel.

Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afd. Natuurkunde. 1 Deel.

Jaarboek van de koninklijke Akademie van Wetenschappen gevestigd te Amsterdam voor 1865.

Catalogus van de boekerij der koninklijke Akademie van Wetenschappen gevestigd te Amsterdam. II. Deels. 1. Stuck.

Processen-Verbaal von de gewone vergaderingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afd. natuurkunde. Van Jan. 1865 tot. April 1866.

Simplicii commentarius in IV. libros Aristotelis de caelo ex recensione Sim. Karstenii, mandato reg. acad. sci. Nederlandicae editus. Trajecti ad Rhenum. 1865.

Mémoires de la société des sciences naturelles de Strasbourg. T. 6. 1. Livraison.

Proceedings of the literary and philosophical society of Manchester. Vol. 3. 4.

Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. Vol. 2. 3. Series.

The transactions of the royal Irish academy. Vol. 24. Science. p. 5. Antiq. p. 5. 6. 7. Lett. p. 3.

Monatsberichte der k. preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin. Juni—Juliheft.

System der technisch-malerischen Perspective. Von Franz Tiltscher. Zweite und dritte Abtheilung. Mit einem Atlas von 18 lithogr. und 2 Farbendrucktafeln. Prag 1867.

Annales des sciences physiques et naturelles publiées par la Société imp. d'agriculture de Lyon. Troisième Serie T. VIII.

Verhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Carlsruhe. Heft. 1. 2.

Abhandlungen herausgegeben vom naturwissenschaftlichen Vereine zu Bremen. Band I. Heft 1.

Studnička Dr. F. J. Meteorologie čili popis a výklad všech úkazů povětrných. V Českých Budějovicích 1864.

Studnička Dr. F. J. Základové sférické trigonometrie. V Praze 1865.

Studnička Dr. F. J. Vyšší matematika v úlohách. V Praze 1866.

Studnička Dr. F. J. O pokroku fysikalním v posledním desítiletí. V Praze.

Studnička Dr. F. J. Základové vyšší matematiky. Díl třetí. Sešit 1. V Praze 1867.

Siebenter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde über seine Thätigkeit vom 14. Mai 1865 bis 3. Mai 1866.

Česko-moravská kronika Karla Vladislava Zapř. Sešit 27.

Отчетъ императорской Археологической комиссиі за 1863, 1864 годъ. Dazu 1863 Atlas mit 6 Tafeln. 1864 Atlas mit 6 Tafeln.

Древности Геродотовой Скиѣи. 1. Heft sammt Atlas.

Výbor z literatury české. Díl druhý. Části 1. svazek 2. Od Karla Jaromíra Erbena.

Monatsbericht der kön. preuss. Akademie zu Berlin. August 1866.

Vinařický K. Jesuité. Odpověď národním listům. V Praze 1866.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft zu Berlin.

Bd. 1—10.

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 43. 1. Heft.

Bulletin de la société imp. des naturalistes de Moscou. Année 1866. N. II.

Memorie dell I. R. istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. V. XIII. p. 1.

Memoires de la société de physique et d'histoire naturelle de Genève. T. 18. 2. Partie.

Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München. 1866. I. Heft 4. II. Heft 1.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Bd. 1. H. 1. Erstes Supplement-Urkundenbuch des Klosters Germerode.

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. 21. 22.

Mittheilungen des Architekten- und Ingenieur-Vereins in Böhmen. 2 Hfte. (In beiden Landessprachen).

Lotos. April — September.

Verzeichniss der Bibliothek des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.





Druck von Dr. *Ed. Grégr* in Prag.